Flickwort, der arme teufel

Max Oeser

LICKWORT,

ARME TEUFEL

IN 3 AUFZÜGEN

MAX

HEIDELBERG

VERLAG VON

OTTO EIGEN

Flickwort, der arme Teufel

Drama in drei Aufzügen

von

Max Oeser

Heidelberg 1906
Verlag von Otto Ficker
(Gervinus-Haus)

Vorwort.

Das hiermit dargebotene Drama behandelt den Sturz Schillers aus seiner Stellung als Dramaturg des Deutschen Nationaltheaters in Mannheim. Der Vorgang ist erst durch die neueste Schiller-Forschung völlig klargestellt worden. Die am Nationaltheater zu Mannheim den 3. August 1784 erfolgte Aufführung des Gotter'schen Stückes „Der schwarze Mann", bei welcher Iffland seinen Freund Schiller als einen Poetaster Flickwort karikierte, wurde zu einer Manifestation gegen Schiller benutzt, die zu dessen Sturz führte. Der Vorgang fordert geradezu zur dramatischen Gestaltung heraus und ist jedenfalls auch als typisch für derartige Vorgänge ein moderner Dramenstoff. Aus den zerstreuten Wirklichkeitsmomenten eine höhere dichterische Wahrheit zu gewinnen, hat sich der unterzeichnete Verfasser zu einem vielleicht willkommenen Unternehmen gemacht. Wir lernen durch Vergegenwärtigung der großen Leiden des jungen Dichters und der edlen Art seines Duldens den Charakter Schillers nur noch mehr lieben und achten. Die Verdienste der Stadt Mannheim um Schiller sind bekannt genug, als daß sie durch die Darstellung der Intriguen einiger Wenigen geschmälert werden könnten.

Mannheim, Sommer 1906.

Max Oeser.

Personen.

I. Aufzug.

Wolfgang Heribert Freiherr v. Dalberg, Intendant des kurfürstl. Deutschen Nationaltheaters.

Peter v. Verschaffelt, Hofbildhauer und Direktor der kurfürstl. Zeichnungsakademie (Schöpfer des Engels auf der Engelsburg in Rom).

Anton v. Klein, Professor der schönen Wissenschaften und Sekretär der kurfürstl. Deutschen Gesellschaft (dessen Vorträge Schiller hörte).

Charlotte v. Kalb, geborene **v. Ostheim.**

Legationsrat **Gotter** aus Gotha, nur vorübergehend in Mannheim.

Wilhelm Iffland, Schauspieler am kurfürstl. Deutschen Nationaltheater.

Friedrich Schiller, Dramaturg und Theaterdichter am kurfürstl. Deutschen Nationaltheater.

Abel Schlicht, ein junger Kupferstecher, der sich (nach einem Selbstbildnis) ganz wie Schiller trug.

Erster Diener
Zweiter Diener } im Freih. v. Dalberg'schen Palais.

II. Aufzug.

Friedrich Schiller.

Andreas Streicher, Musiker.

Abel Schlicht.

Franz Anton Mai, kurfürstl. Hofmedikus.

Anna Hölzel, Frau des Maurermeisters Anton Hölzel, bei dem Schiller wohnte.

Die Korporalin Fricke.

Ein Polizeikommissär.

Ein Gerichtsdiener.

Ein Postillon.

Ein Theaterdiener.

III. Aufzug.

Friedrich Schiller.
Abel Schlicht.
Hofmedikus Mai.
Legationsrat Gotter.
Heinrich Beck, Schauspieler
Katharina Baumann, Schauspielerin
Erster Schauspieler
Zweiter Schauspieler
} am kurfürstl. Deutschen Nationaltheater.

Baron v. Stengel, Präsident der kurfürstl. Deutschen Gesellschaft.
Chr. Friedrich Schwan, Buchhändler und Schriftsteller.
Margarete Schwan, seine Tochter.
G. Christian Götz, Buchhändler, im Geschäft bei Schwan.
Erster Herr.
Zweiter Herr.
Ein Freund Ifflands.
} Theaterbesucher

Erster Logendiener
Zweiter Logendiener
} im Theater.

Ort der Handlung des Dramas: Mannheim.

Zeit: Sommer 1784.

Erster Aufzug.

(Saal im Palais des Freiherrn v. Dalberg. Wände und Decke durch Stukkaturen prächtig ausgestattet. Drei schön geschnitzte, mit Sürporten geschmückte Türen, eine in der Mitte und zwei an den Seiten. Eine Reihe reichverzierter Stühle und wenige andere kostbare Möbel stehen dicht an den Wänden. Der Saal ist festlich erleuchtet. Die Gesellschaft hat sich in die Nebenräume zurückgezogen. Bei dem Aufgehen der Seitentüren vernimmt man Stimmengewirr. Zwei Diener, die im Begriff sind, nach den Nebenzimmern zu gehen, begegnen sich.)

Erster Diener. Will nichts bemerkt haben, Bester.

Zweiter Diener. Spürnase, hast du wieder etwas ausgeschnüffelt?

Erster Diener. Habe gar nicht geschnüffelt, habe einfach meine Augen offen gehabt. Aber — ich will nichts gesehen haben!

Zweiter Diener. So weißt du einen neugierig zu machen. Also, nur heraus damit; was gibt's Neues?

Erster Diener. 's ist so gut wie nichts, wenn man nicht darüber nachdenkt — aber, na, da's mich nicht locker läßt, will ich dir's auch in den Kopf setzen.

Zweiter Diener. Nur heraus damit! Mir machen deine Geschichten noch lange keine Kopfschmerzen, und wenn du noch dazu sagst, es sei nichts, erst recht nicht!

Erster Diener. Nichts und doch etwas, mein Lieber. Was würdest du zum Beispiel sagen, wenn ich behaupten wollte, die Herren Iffland und Schiller seien hintereinander geraten.

Zweiter Diener. Was Teufel! Mach' keine Späßchen! Die dicken Freunde, die unsern Herrn um die Wette ausbeuten, sollen sich in ihrem Fischzug nicht mehr verstehen — das mach' du einem andern weiß!

Erster Diener. Mein Bester, auch das Bettelvolk von Komödianten und Federfuchsern gerät einmal aneinander. Was ich gesehen habe, habe ich gesehen.

Zweiter Diener. Sprich! Das wäre wirklich eine Aussicht, daß wir wenigstens einem dieser sonderbaren Gäste die Türe vor der Nase zuschlagen könnten.

Erster Diener. Höre: Als ich neulich in der Frühstunde die Gäste, die ihre Anliegen beim Baron vorbringen wollten, ins Wartezimmer zu führen hatte, mußte ich auch den beiden guten Freunden den Bedienten machen. Der eine, Iffland, stand schon eine Weile wartend im Vorzimmer. Dann kam auch Herr Schiller an. Als er Herrn Iffland sah, machte er wie von Freude besessen eine Bewegung und schritt rasch mit seinen langen Beinen auf Iffland zu, als wolle er ihm um den Hals fallen. Was meinst du nun, wie der dastand, der Iffland — steif wie ein Brett, sich nicht rührend. Inzwischen hatte ich Schiller gemeldet. Der Baron ließ Schiller sogleich eintreten. Da hättest du das hämische Lächeln des Komödianten sehen sollen — es ist mir wirklich durchs Herz gefahren — ich wollt's erst nicht gesehen haben; dann aber sah ich's

immer wieder, und zuletzt sagte ich mir: Der Mann haßt den Schiller, mit dieser Freundschaft ist's aus . . .
(Hofbildhauer Peter v. Verschaffelt und Professor Anton v. Klein sind während der letzten Worte heftig redend durch die Mitteltür eingetreten. Die Diener gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

Verschaffelt. Die Dreistigkeit der Jugend wird immer bedrohlicher, seitdem allerhand Leute hier herumschwirren, die mit ihren bombastischen Phrasen die Jugend zur Revolution aufstacheln.

Klein. Nun, Sie haben doch das beste Mittel in den Händen, um diese Jugend zum Gehorsam zu bringen.

Verschaffelt. Und das wäre?

Klein. Ihre Zeichnenschule? Ihre Akademie.

Verschaffelt. Wie soll ich das verstehen?

Klein. Stellen Sie sich doch nicht so sonderbar an. Sie werden doch wissen, daß ein Meister zu meistern hat, und daß er dies nicht besser kann, als wenn er der Leiter einer Kunstschule ist.

Verschaffelt. Glauben Sie, das Ämtchen helfe etwas, wenn böswillige Aufwiegler unserer Jugend jeden Respekt vor der Autorität des Meisters nehmen? Und erst die Leute, die nun wieder den Aufstachlern das Wort reden . . .

Klein. Das soll hoffentlich nicht mir gelten?

Verschaffelt. Das gilt dem, der darnach fragt — jawohl! Ich weiß, Ihre künstlerischen Ziele sind die besten und ganz die meinigen. Sie stellen diesen Shakespeare- und Lessing-Anbetern Corneille und Racine gegenüber; ich habe die griechischen Statuen hier aufstellen lassen, um die Jugend von der Nichtigkeit jedes neuen Schaffens zu überzeugen, um diese Jungens kirre zu kriegen, um sie sich kuschen zu lassen vor der Größe der Antike. Aber was habe ich damit erreicht — nichts als neue Dreistigkeiten.

Kommt da ein junger Dichterling in mein Haus, Name Goethe — Sie kennen ja sein unfrisiertes Talent — fordert von mir die Schlüssel zum Antikenkabinett un schreibt mir dann einen schönen Dank mit der Bemerkun er müsse sich jetzt die griechische Götterwelt noch vo Leibe halten, um sich nicht in seinem individuellen Schaffe stören zu lassen ... Da haben Sie den Erfolg meine Mühe und Zuchtarbeit. Und Sie, mein lieber Herr v. Klein sollten überhaupt schweigen. Sie fördern noch ganz ander Leute, als es dieser Frankfurter Dichterling ist ...

Klein. Was wollen Sie damit sagen?

Verschaffelt. Ich will sagen, daß es niemand anders ist als Sie selbst, der hier Leute groß macht, die uns bald das Fell über die Ohren ziehen werden. Ihnen geschähe das recht!

Klein. Sie werden brutal, Herr Hofbildhauer.

Verschaffelt. Das werde ich, wenn ich die unfaßbarste Verblendung sehe. Sie wollen ein Lehrer der Ästhetik, des klassischen Geschmacks sein und Sie befassen sich damit, sich mit dem wildesten Naturalismus und seinen verwilderten Vertretern ernstlich zu beschäftigen. Sie machen Dinge ernst, die jederman aus guter Gesellschaft nur heiter nahm, und auf die nur das sogenannte Volk, dieser Spottbegriff, hereinfiel.

Klein. Mich kränken Ihre Worte nicht, denn ich weiß es nur zu gut, daß Sie niemals begreifen werden, was in der Welt vorgeht; sonst würden Sie Manifestationen großer Bewegungen nicht leicht nehmen.

Verschaffelt. Der große Künstler schert sich den Teufel um Ihre Bewegungen! Er ist sich selbst genug. Da schau'n Sie doch auf den ersten jener Revolutionäre zurück, der unser Mannheim unsicher machte und der dem Pfälzer

Plebs aus dem Herzen reden wollte. Schau'n Sie auf den Maler Müller zurück — wie der sich jetzt mit jedem neuen Werke mehr blamiert. Was haben dem die Antiken genützt, an denen er hier herumschnupperte? Was nützt dem Rom? Sie wollen nichts von klassischer Kunst wissen, diese Grünschnäbel — der böse Wille ist's, der sie zu unfähigen Aufwieglern macht . . . .

Klein. Schelten Sie nur darauflos, Herr Hofbildhauer! Sie glauben alles mit der Faust abtun zu können. Doch sollten Sie's wissen — ich gehöre nicht zur blindgläubigen Gemeinde. Vor allem, lassen Sie mir die Literatur, wie ich Ihnen die Bildhauerei lasse. Was verstehen Sie von meinen tieferen Absichten, wenn ich mich mit Herrn Schiller befasse? Er ist ein Talent; ja, ein gefährliches Talent, ein uns gefährliches Talent, wenn man's verwildern läßt . . .

(Kupferstecher Abel Schlicht ist durch die Mitteltür eingetreten, wird aber von dem Sprechenden nicht bemerkt.)

Klein (fortfahrend). Meinen Sie, ein solches Talent ließe sich ohne weiteres durch den Anblick Ihrer Antiken bezähmen? Einen vulkanischen Geist, wie dies unser Herr Schiller ist, muß man erst ordentlich ausspeien lassen, bis er selber genug hat — und ihn dann in kluger und vorsichtiger Weise auf die alten Bahnen zurücklenken. Man muß ihm zu verstehen geben, daß ihm die naturalistisch-phantastische Dramatik Shakespeares eigentlich alles weggeschnappt hat, man muß gegen Lessing Stellung nehmen, wie ich dies kräftig getan habe. Nur durch eine neue, regelmäßigere Behandlung des historischen Dramas kann das deutsche Theater noch etwas Selbständiges bieten. Dalberg lenkte Schiller wieder auf die Historie hin. Er ließ ihn Don Carlos ins Auge fassen. Ich gewann

Schiller für die Behandlung des Dramas in Versen: Sehen Sie, so handelte ich, so leite ich die Jugend ruhig und vorsichtig in das Reich der schönen Form, so lege ich jugendlicher Tollwut — ohne daß irgendwelche Absicht dabei bemerkt wird — die nötigen Fesseln an, während Sie mit Ihrer Faust nur zuschlagen wollen und dabei nichts erreichen. Schiller halte ich unserer Anschauung für gewonnen. Doch es wird mir nicht einfallen, in den Streit der Meinungen über Schiller jetzt noch öffentlich einzugreifen. Ich werde der Begeisterung für Schiller, die hier bei gewissen Leuten lodert, ruhig gegenüberstehen — ebenso dem Toben seiner Feinde. Ich werde in dieser Sache strengste Objektivität bewahren — komme, was da wolle.

Abel Schlicht (tritt vor und wendet sich erregt zu Klein). Wissen Sie, Herr Professor, was es heißt, in dieser Sache objektiv sein? Das heißt, ruhig am Ufer stehen, wenn ein Ertrinkender mit den tödlichen Wellen kämpft!

Verschaffelt. Oho, Herr Professor! Das also ist die Jugend, die Sie in ruhige Bahnen lenken. Eine schöne Probe Ihrer Jugenderziehung!

Klein will gegen Schlicht aufbrausen).

Schlicht (kommt ihm zuvor und sagt): Verzeihung, Herr Professor, Verzeihung! Ich wollte nicht kränken, ich wollte nur bitten. Ich möchte nicht unbescheiden sein. Ich sah nur die große Gefahr für meinen heißgeliebten Freund vor Augen, wenn auch Sie, Herr Professor, ihm Ihre Hilfe im Notfalle versagen. Und dieser Notfall ist . . . . .

Klein (auffahrend). Schweigen Sie endlich! Schweigen Sie! Ich weiß, wie ich mich in Sturmzeiten zu verhalten habe. Die Jugend wäre da ein schlechter Ratgeber.

Schlicht. Gut, weisen Sie mich ab, Herr Professor.

Aber glauben Sie nicht, daß in den Fesseln Ihrer Versformen der junge Löwe zahmer wird. Er wird diese neue Last mit ungeschwächter Kraft tragen und die alte Kühnheit nur in anderer Form zeigen.

Verschaffelt. Mir kommt es nur darauf an, daß er von den banalen menschlichen Verhältnissen des Tages sein Auge abkehrt.

Schlicht. Gestatten Sie mir da nur eine Frage, Herr Hofbildhauer, und zwar über Ihren Apollo im Schwetzinger Schloßgarten. Ist das nicht auch eine Abkehr von den menschlichen Verhältnissen, daß Ihr Gott mit der Linken, statt mit der Rechten die Leier spielt?

Verschaffelt. Ein Gott kann die Saiten rühren wie er will. Übrigens, Sie junger . . . . . .

Frhr. v. Dalberg (tritt mit Iffland und einigen anderen Gästen durch die Mitteltür ein und hat Verschaffelts Worte gehört). Bravo, bravo, Herr Hofbildhauer, das war groß gesprochen, und ich werde Ihr schönes Wort bekannt machen. Die Jugend meint uns alle zum besten halten zu können, wir Alten mögen so frei denken, wie wir wollen — es ist ihr all unser Wohlwollen, es ist ihr all unsere Förderung nicht genug. Wie mißbraucht man z. B. meine Güte, und niemand anderes als Herr Schiller, niemand anderes. Sie werden sich erinnern, wie er sich kontraktlich verpflichtete, drei Dramen in einem Jahr zu schreiben, drei Dramen! Und wieviel hat er geliefert — er hat es gewußt, daß er mich hintergeht. In welche peinliche Verlegenheit setzte mich dieser Mann durch seine Flucht aus Stuttgart dem Herzog Karl gegenüber, dessen Gast ich damals gerade war — kein Wort sagte mir Schiller dort von seiner noch am selben Tage unternommenen Flucht. Das heißt man doch, seinen Freund

und Förderer zum besten halten. Und doch, Schiller ist ein Mensch, den man lieben könnte, wenn er einen nicht so im Stiche ließe. Aber was nützt mir meine Wertschätzung dieses Mannes? W e n ich auch in Mannheim frage, jeder weiß etwas gegen meinen Schützling vorzubringen, kein Mensch will hier etwas Gutes von ihm reden. Herr Schiller ist kompromittiert, hat sich kompromittiert. Was vermag ich allein zu tun, wenn alle Welt Herrn Schiller schmäht. Die paar jungen Leute und Habenichtse, die für ihn schwärmen, hungern in ihren Dachstuben. Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn man in Mannheim nichts mehr von Herrn Schiller wissen will....

Legationsrat Gotter (ist durch die Mitteltür kurz vorher eingetreten und fällt Herrn v. Dalberg ins Wort). Aber Herr Baron, das ist doch nur ein gesunder Zug Ihrer berühmten Stadt! Verzeihen Sie, daß ich so in Ihre Rede hineinplatze — aber es freut mich aufrichtig, hier gleich etwas Angenehmes zu erfahren. Ja, ich muß Ihnen offen gestehen, ich bin ganz indigniert gewesen, so kuriose Sachen über das gute Mannheim zu hören. Ist's denn möglich? — Ist's denn zu glauben? — Eine Stadt glänzendster Kunst- und Literaturbetätigung, genarrt von einem aus purer Not hierher Gelaufenen! Man hält sich den Kopf oder man schüttelt ihn staunend, wenn man in der Ferne von solchen Dingen erfährt. Es ist dies mir nicht der geringste Anlaß zu meiner Reise nach Mannheim gewesen, mich doch einmal an Ort und Stelle zu überzeugen, wie sich denn die Mannheimer Gesellschaft am Gängelbande eines solchen Unikums ausnimmt!

Frhr. v. Dalberg. Herr Legationsrat, ich weiß wirklich nicht, was und wen Sie mit all dem Gesagten meinen?

Gotter. Erlassen Sie mir es, dies noch besonders auszusprechen. Es setzt mich in nicht geringes Erstaunen, wenn man hier gar nicht weiß, wie man sich für andere in der Ferne ausnimmt. Die Stadt Mannheim ahnt gar nicht, in welcher Weise man sie anderwärts verlacht. Wie gesagt, es ist so weit gekommen, daß man hierher reist, um diese Humoreske mit zu erleben!

Frhr. v. Dalberg. Herr Legationsrat, worauf soll das hinausgehen?

Gotter. O, entschuldigen Sie diesen Redefluß, Herr Baron! Aber der Humor löst einem am besten die Zunge. Betrachten Sie meine Rede einfach als einen Spiegel. So nimmt sich die Mannheimer Gesellschaft ungefälscht in Wirklichkeit aus. Sie werden doch wissen, von wem ich spreche, oder -- Sie wollen es nicht wissen. Soweit geht hier der Respekt, die Furcht vor einem — Nun ich will mich nicht in die Hitze bringen lassen. Es wäre komisch, hier ernsthaft von einem jener Menschen zu sprechen, die man bei uns im Norden ganz einfach mit ein paar Witzen für immer abtut.

Frhr. v. Dalberg. Herr Legationsrat, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß der Betreffende, auf den Sie anzuspielen scheinen, von mir in diese Gesellschaft geladen wurde. Herr Schiller ist hier in meinem Hause anwesend.

(Da Gotter daraufhin schweigt, benutzt Frhr. v. Dalberg den Gesprächsstillstand, um sich wegzuwenden, und auch die anderen Personen gehen mit ihm durch die Tür links ab; es bleiben nur Iffland und Gotter zurück.)

Iffland (tritt rasch auf Gotter zu). Sie gehen zu eilig vor. Sie handeln zu rasch, lieber Gotter!

Gotter. Ja, wahrhaftig, das sehe ich jetzt: Schiller

hier! Noch hier in diesem Hause! Aber was ich nicht sage, das werde ich schreiben.

Iffland. Wie, Sie wollen mir die Freude machen, um die ich Sie schon lange gebeten habe — Sie wollen mir mit Ihrer scharfen, ausgezeichneten Feder zu Hilfe kommen und den Feind niederzwingen?

Gotter. Na, Sie sprechen ja selbst ganz feierlich, als wenn's da gelte, den rasenden Roland zu erlegen! Nein, verehrter Freund, mit solchen Federhelden machen wir Norddeutschen nicht viel Umstände.

Iffland. Aber Sie sind hier in Süddeutschland. Da werden Sie besser wirken, wenn Sie sich die Maske des harmlosen Träumers aufstecken.

Gotter. I, was! Lieber, lieber Freund, was machen Sie denn für Schwierigkeiten. Das erschreckt mich ja ordentlich, daß auch Sie hier von der allgemeinen Verehrungsseuche angesteckt sind. Sollte man so etwas für möglich halten! Sie, der große Künstler, der fest angestellte und vielbegehrte kurfürstliche Schauspieler, Sie tragen irgendwelche Bedenken, wenn es gilt, dem Possenspiel mit einem erbärmlichen, armen Teufel ein Ende zu machen? Da soll man mit den Mitteln noch wählerisch sein! Jetzt sehe ich die Sache klar. Man nimmt hier eine Posse ernst. Ja, ich bin immer mehr verblüfft darüber, wie man hier einen armen Teufel auf den Thron zu erheben sucht. Solche Dinge gehen nun einmal nicht. Arm bleibt arm, das soll sich nicht in die vornehme Gesellschaft drängen wollen. Ich müßte nicht der gewissenhafte und solide Beamte sein, wenn ich mich nicht gegen das Bodenlose im Leben strengstens ablehnend verhalten würde. Wenn einem solche Leute begegnen, hält man sich einfach die Taschen zu, läßt man sich zögernd sprechen — was

man übrigens auch nur tut, weil solche Leute gewöhnlich ein paar gute Gedanken haben, mit denen sie im Eifer des Respekts herausrücken. Man macht ihnen die Ehre — wenn man einen nötigen Rat braucht — auch einmal in ihre Bude zu steigen, vermeidet es aber ernstlichst, sie mit seinem eigenen Hause in irgendwelche Berührung zu bringen. Und hier sieht man derartige Leute die beste Gesellschaft unsicher machen — nein, wahrhaftig, diesmal hört auch bei mir der Spaß auf; — ich bin empört! Aber diese Empörung macht sich bei mir am besten durch die Feder Luft. Herr Schiller soll meine Feder kennen lernen! Ich werde ihm einige Schlagworte auf den Nacken setzen, unter denen seine lange Possengestalt zusammenbricht. Aber ohne Umstände, ohne Träumerei, mein Lieber. Einen Witz gilt's zu erfinden, ein Wörtlein, und er fällt.

Iffland. Tausend Dank für diese Aussicht! Ich habe Sie nicht umsonst so flehentlich angerufen. Sie werden von dem Riesenerfolg seiner Luise Millerin gehört haben — man ist wie verrückt diesen in das Leben übertragenen, hohlen Freiheitsphrasen gegenüber. Trotzdem ich die Hauptszenen bei der Aufführung absichtlich fallen ließ, will man doch was Großes herausgehört haben. Von ruhiger, sachlicher Prüfung keine Rede. Man ist begeistert und weiß nicht warum. So vermag ein großer Wortemacher die Menge zu packen. In meinem kleinsten Stücke — das kann ich ohne Eigenlob sagen — ist mehr Menschenbeobachtung niedergelegt, als in dieser fünfaktigen Brandrednerei. Aber, was hilft da alles klagen — der Erfolg sagt genug. Anfangs fürchtete ich, daß das Stück auf unserer Bühne überhaupt nicht möglich sei; deshalb gab ich ihm wenigstens einen zugkräftigen Titel. „Kabale

und Liebe", wie viel spannender klingt das als der einfache Name Luise Millerin. Und jetzt bricht ein solcher, alle solide dramatische Kunst verheerender Erfolg über uns herein. Es war eine wirkliche Schändlichkeit von Schiller, so einem Freund gegenüberzutreten, so in mein Gebiet des bürgerlichen Stückes einzugreifen.

Gotter. Der beschränkte Idealkopf hat jedenfalls daran gar nicht gedacht, daß er Ihnen damit ins Gehege kommt.

Iffland. Nun, soviel hätten ihm der einfache Takt und die persönliche Vorsicht sagen müssen. Einem Mann wie mir, der ich mit meiner ganzen Kraft für seine Räuber eingetreten, so schroff und rücksichtslos zu begegnen — mir das bürgerliche Stück entreißen zu wollen! Aber er soll diesen Handstreich bitter büßen — ich bin nicht der Mann, der mit sich spielen läßt. Auf ihn selbst soll dieses freche Spiel zurückgelenkt werden. Sie wollen die Sache in die Hand nehmen, und damit werde ich gerächt und gerechtfertigt sein. Ich kann nichts für mich selbst tun.

Gotter. Lieber Iffland, wie edel Sie denken und sprechen. Ich fasse die Sache etwas kürzer gebunden an. Ein Wort soll mir genügen, um der Lüge die Maske abzureißen. Wie mit einem Schlage soll dieses Wort den Spuk Mannheims verschwinden machen. Lassen Sie mich eine kurze Zeit in einer Ecke sitzen und sinnen. Wir sprechen uns dann noch. Es ist ohnedies nicht gut, wenn man uns hier lange beisammen sieht.

(Während Gotter durch die Türe links abgeht, tritt Friedrich Schiller zur rechten Türe herein und geht lebhaft bewegt auf Iffland zu.)

Schiller. Freund! Wie wohl tut mir es, Sie hier zu sehen — in das Antlitz eines Freundes zu sehen.

Iffland. Lieber Schiller, ich weiß nicht, wie ich zu solcher Ehre komme . . .

Schiller. Überall kalte, harte Gesichter, die nichts von den in mir wogenden Gefühlen begreifen . . .

Iffland. Schiller, Sie sind ein Idealist und kennen die Menschen nicht.

Schiller. Das sagen Sie, Herr Iffland, ich ein Idealist, ich, der ich von der Kritik zumeist als der gröbste Naturalist und Materialist bezeichnet worden bin — wie verstehen Sie das, Lieber?

Iffland. Sie trumpfen sich auf, ein Herz für die Menschen zu haben und kennen sie gar nicht.

Schiller. Ja, lieber Iffland, wenn ich so recht in freudiger Stimmung bin, dann wogt mir die Brust in Liebe für alle Menschen. Ich möchte die Millionen umfassen in Liebe und Aufopferung, ich möchte ihr Glückbringer sein.

Iffland. Ja, das läßt eben in Ihren Stücken keinen weltlichen Realismus aufkommen. Sie denken zu ideal. Alles ist persönliche Empfindung — wer soll an Ihre Gestalten voll glauben, wenn Sie von sich selber solches sagen.

Schiller. Ich wende mich nur an die Mitempfindenden. Sie zum Beispiel, lieber Iffland, erquicken mich in diesem Augenblick geradezu. Wie freue ich mich, einem solchen Künstler in dieser Gesellschaft zu begegnen und ein Freundschaft empfindendes Herz neben mir zu wissen! Merkwürdig, mir ist es fast, als hasse man mich hier in dieser Gesellschaft, so kälten mich alle diese Leute an . . .

Iffland. Lieber Schiller, nur um eins bitte ich Sie: lassen Sie mich, den Weltkenner, mit dem Worte „Herz“ in Frieden! Dieses Wort ist für mich ein gar zu leerer Begriff. „Herz“! was soll uns dieses Wort, das längst der Pöbel in seinen Gassenhauern ordinär gemacht hat. Gewiß, auf dem Theater können wir dieses Wort nicht

entbehren, ohne Herz keine Rührung. Aber unter uns als ernste Männer sollten wir ein derartig abgebrauchtes Wort wirklich nicht mehr in den Mund nehmen. Wir sind Weltkenner, scharfe Menschenbeobachter und bedürfen wenigstens für unsern persönlichen Verkehr solcher Schlagworte nicht mehr.

Schiller. Merkwürdig, mir ist all mein Schaffen wie ein Überfließen meines Herzens vorgekommen. Herz ist für mich der Inbegriff aller menschlichen Güte, und ich gebe es zu, daß der Weltmann davon nichts zu haben braucht. Eine Nation, in der ein solches Wort populär geworden ist, halte ich großer Taten und großer Aufopferung für fähig.

Iffland. Aber wie soll daraus eine klare und scharfe Weltdichtung entspringen?

Schiller. Meinen Sie, lieber Iffland, Voltaires Pucelle zum Beispiel sei mit ihren Witzen die richtige, nüchterne und gewissenhafte Auffassung einer Weltbegebenheit von unendlichem Werte? Halten Sie die Gestalt der Jungfrau von Orleans wirklich von deren Landsmann richtig erfaßt? Ich meine, ein großes Herz kann nur von einem großen Herzen in seiner Schönheit, in seinem Edelmute voll erfaßt werden.

Iffland. Lassen wir das, lieber Schiller. Sie schwärmen. Wir verstehen uns in diesem Punkte nicht. Aber man wird Sie bald allgemein verstehen. Man wird *Sie* erkennen und hat *Sie* schon erkannt, verehrter Freund.

Schiller. Wieso?

Iffland. Ich will Ihnen sagen, was die Welt von einem derartigen Idealismus eigentlich denkt. Wer mit großen Worten und Phrasen die Darstellung des Lebens verquickt, entzückt nur die bodenlosen Schwärmgeister. Die ruhig Beobachtenden und scharf Sehenden gehen gemächlich

ihren Weg, die Unsitten einer Mode gewordenen Kunst fein bespöttelnd. — Für was, bester Freund, meinen Sie wohl, daß die Welt besagten Idealismus hält? Soll ich's Ihnen offen sagen? Wollen Sie darüber reinen Wein eingeschenkt haben?

Schiller. Sprechen Sie nur, da bin ich doch neugierig? Sprechen Sie nur unbekümmert. Nun, für was?

Iffland. Für Schwindel, lieber Schiller, S c h w i n d e l!

(Iffland eilt rasch durch die Tür links ab und läßt Schiller verblüfft stehen.)

Charlotte von Kalb (kommt zur Türe rechts, vorsichtig sich umsehend, herein und geht auf Schiller zu). Endlich sehe ich dich allein! Schiller, teurer Mann, du bist verloren —

Schiller. Was soll das hier?

Charlotte. Ich habe alle Stimmungen der Gesellschaft erforscht. Ich habe selbst einzugreifen versucht, sofern es galt, die schlimmsten Reden über deine Person abzulenken — alles vergeblich! Man betrachtet mich als eine nicht ernst zu nehmende Schwärmerin oder fährt mir gar dreist über den Mund. Da ist eine besonders giftige Zunge hier aufgetaucht, ein Herr Gotter. Du wirst ihn hier schon gesehen haben.

Schiller. Nein.

Charlotte. Der ereifert sich, wenn er nur deinen Namen hört. Er springt überall herum, und wo er eine Gruppe sieht, die von dir spricht, mischt er sich ein. Er ist um keinen Witz verlegen, und er stellt sich so, als wäre er nur nach Mannheim gekommen, um sich über literarische Dummheiten zu amüsieren. Er ist ein infamer Geselle!

Schiller. Und ein solcher Narr und Nüchterling — meinst du — könne mir hier in Mannheim etwas anhaben?

Charlotte. Ja, diese Zungengewandtheit, dieses Sich-erstaunt-Stellen imponiert hier den schwerfälligen Leuten gar sehr.

Schiller. Hast du den Freiherrn sprechen können?

Charlotte. Ja, und deshalb suche ich dich so eilig auf. du bist verloren, Schiller, wenn du dir den Intendanten nicht noch selbst zu gewinnen verstehst.

Schiller. Was sagte er?

Charlotte. Er wich sofort aus, als ich deinen Namen auch nur hauchte. Er ging auf nichts ein und sprach nur von seiner Reise, die er jetzt vorhätte und die ihn von allen Geschäften abhalten würde.

Schiller. Wie, ich sollte diese Hilfe, diesen Schutz entbehren? Der Freiherr will gerade jetzt verreisen?

Charlotte. So sagte er. Ich sprach von der Wichtigkeit eines Dramaturgen für unser Theater, aber er tat als höre er dies gar nicht und antwortete ganz gleichgiltige Dinge. Du hast ihn schwer gekränkt, daß du die Carlosdichtung, an der sein Herz hing, nicht beenden konntest.

Schiller. Die wird noch lange auf sich warten lassen. Ich müßte der gewöhnlichste Stückschreiber sein, wenn ich ein solches Werk auf Befehl anfertigen könnte.

Charlotte. Aber du kannst ihm doch nochmals deine Gründe auseinandersetzen. Sieh ihn zu sprechen, er schätzt Dich doch von Herzen. Suche ihn hier noch auf!

Schiller. Nein.

Charlotte. Dann fällst du, Schiller, dann bist du unrettbar verloren. Doch vor lauter Kämpfen und Sorgen kommen wir zu keinem lieben Worte, reden wir miteinander wie die Soldaten vor der Schlacht. Teurer Mann! Dich hier zu sehen, hier in meiner Nähe zu wissen, dich, für den ich jedes Opfer zu bringen bereit bin —

wie beseligend erfüllt dies mein Herz! Vielleicht zum letzten Male sehe ich dich heute hier in dem Glanze unseres Lebens.

Schiller. Ach, Liebe, wie troſtreich wäre mir deine edle, warm fühlende Frauenseele in solchen Augenblicken, dieses heiße Herz, dessen reiche Tiefen ich allein ermessen kann — aber du weißt, auch dieser Trost ist mir vergiftet. Auch dieser Trost im Frieden der Seelengemeinschaft hat sich in einen dunklen Abgrund gewandelt, der uns zu verschlingen droht . . . Nur die Flucht, nur die Trennung kann uns davor retten . . .

Charlotte. Schiller, wie kannst du es wagen, ein solches Wort vor mir auszusprechen. Trennung! Willst du das Totentuch über mich breiten oder mich in die Erde stampfen? Was uns die Welt nicht gibt und zu dem wir ein Recht haben, müssen wir uns das nicht rauben? Hast du ein Weib vor dir, das das, was es tut, nicht auf sich nimmt? Ist das nicht das Große, das Heldenhafte am Leben, daß wir immer auf Höhen und an Abgründen hinwandeln und daß uns die Gefahr nur die Freude würzt. Wehe dem Manne, der der Welt ein Führer sein will und dem doch das Ritterliche verloren gegangen ist. Männlichkeit ohne Ritterlichkeit — wie ärmlich! Die Frauen wissen die Schreibstubenphrasen nur zu gut von den Heldenworten, die gelebt sind, zu unterscheiden. Schiller, teurer, kühner Mann! Du zagst? Du zweifelst an meiner Liebe? Glaube, sie ist wahrer als all die üblichen Verbindungen; echte, heiße Leidenschaft, die das Elementare sucht und für das Erwecken jeder neuen Empfindung auch neuen Lebensdank spendet . . .

Schiller. Charlotte, ich kenne deine große, freie Seele! Ich weiß, daß es deine Großmut ist, die still

mein heldenmütiges Entsagen bewundert und den süßen Lohn beschließt ... Aber du täuschest dich über das furchtbare Schicksal hinweg, das unsere Liebe zu Gift macht. Habe die Kraft, siehe diesem Schicksal fest ins Auge! Nicht das Überbrücken der Philisterbegriffe von Liebe und Ehe darf uns ängstlich stimmen, nein, die freiesten, kühnsten Höhen kann uns die Liebe erklimmen lassen und das erst noch die Liebe eines so edlen Herzens, wie es das deinige ist. Aber zu einer so großen und freien Liebe gehört vor allem die Freiheit der Lebensbewegung. Wir beflecken eine solche Liebe, wenn wir sie in die schmutzigen Strudel des Würgens um das bißchen Luft zum Atmen, in die banale Not des Tages hineinziehen. Und siehst du, das ist das Gift, das unsere Liebe mir zum Ekel macht. Befleckt von des Tages Sorgen, im Rausch nur zu genießen — so Hohes wie ein Trunkenbold, der sich sein Leid vertrinken will, zu genießen, das widert mich an, das muß dich anwidern, dazu müssen wir zu stolz sein. Unsere Liebe ist des herrlichsten Klanges, der edelsten Harmonie wert — so soll sie uns ewig vorschweben, so wollen wir ihr ewig gedenken! Auch wenn uns das Schicksal finster jede Verwirklichung versagt. Sie wird dann dennoch hell durch unser Leben leuchten — ein Gestirn der Schönheit von zwei großen Herzen entzündet.

Charlotte. Mich erfaßt ein Grauen, ein Ahnen! Unsere Trennung, Schiller, steht bevor ...

Schiller. Charlotte, nochmals sage ich dir's, sieh dem Schicksal fest ins Auge! Sei so groß im Entsagen, wie in deiner Liebe — heißt das überhaupt entsagen, wenn wir von Harmonien wissen, die zu vernehmen nur wenigen beschieden ist?

Charlotte. Du bannst mich in die Einsamkeit? Du willst ohne mich gehen?

Schiller. Das werde ich müssen — es hält mich hier niemand. Die schmachvollen Lebenskämpfe müssen ein Ende haben — so oder so.

Charlotte. So laß mich dir diese Lebenskämpfe wenigstens erleichtern. Ich weiß, wie du Not leidest.

Schiller. Das fühle ich wenig, liebe Charlotte, mehr Sorgen macht mir das Gelingen meiner Arbeiten.

Charlotte. Aber ich hab's gehört, man verfolgt dich kleiner Schulden wegen. Laß mich dir helfen, lasse mich dir wenigstens die bitterste Lebensnot stillen.

Schiller. Charlotte, quäle mich nicht. Du weißt, daß ich das nicht mehr annehmen kann.

Charlotte. Wie, teurer Mann?

Schiller. Wie dankbar bin ich dir, liebe Lotte, für alles, was vordem deine Fürsorge für mich getan. Du hast mein Leben in manche neue Bahn gelenkt, mir die Gesellschaft, die Menschen hier erschlossen. Reiche Lebenseinblicke haßt du mir vermittelt und mich in meiner Armut gütig unterstützt. Aber die Zeit ist vorbei, wo du mir Freundin warst. Wir stehen uns jetzt anders gegenüber. Flammen sind aus dem Boden geschlagen und haben die reine Sphäre qualmend getrübt ... Ich muß jetzt deine Hilfe ausschlagen. Geld aus deinen Händen würde mich brennen wie Höllenfeuer ...

Charlotte. Schiller, Schiller, du willst untergehen, und ich soll stumm und kalt dastehen, dich fallen sehen ohne Zucken, ohne dir die Hand zu bieten ...

Schiller. Das ist dein Loos. Verstehe es!

Charlotte. Schiller, höre mich ...

Schiller. Kein Wort mehr. Willst du mich zur Stufe

der Dirne erniedrigen, die Geld nimmt für . . . (finster) Mir ist hier jede Hilfe versagt.

Charlotte (reicht ihm die Hand und sagt): Vergib mir . . . Laß mich gehen . . . Laß mich scheiden . . . (sie stehen eine Weile Hand in Hand da, dann geht Charlotte durch die Türe links ab, Schiller folgt ihr in einiger Entfernung. Iffland und Gotter treten von rechts ein).

Gotter. Da haben wir den guten Freund am Kragen! Aber seien Sie nicht dumm, lieber Iffland, und verderben Sie mir den Spaß nicht. Das Wörtchen ist gar zu hübsch, das ich Herrn Schiller zum Geschenk mache, und trifft zugleich den Nagel auf den Kopf. Sie sehen, ich bedarf nicht langer Überlegung. Wenn ich erregt bin, kommen mir die Gedanken von selbst. Und dieser vermaledeite Schwarmgeist hat mich wirklich aufgebracht. Was will der länger hier, dieser Flickschuster der Poesie, dieser Habenichts, dieser arme Teufel, arm in der Poesie und im Geldbeutel. Dem brauchen wir nur den richtigen Namen anzuhängen, der zugleich auch seine literarische Sudelküche charakterisiert. Geflickt ist da alles, Mann und Wort, zusammengeflickt aus lauter hohlen Phrasen, und so wollen wir der Spottgeburt auch die rechte Bezeichnung nicht vorenthalten . . . Unternehmen wir die Taufe! Machen wir die Aufführung meiner Posse auf dieses Mannheimer Possenspiel auch zum neuen Tauffest für Herrn Schiller. Der große Allerweltspoet, er heiße nach seiner Flickschusterei — er heiße einfach Flickwort. Wer soll uns das verbieten? wer wollte da in die Höhe fahren — der große Poet etwa selbst? Der arme Teufel wird sich hüten, einen Legationsrat öffentlich herauszufordern. Der soll sich erst etwas Solides für seinen leeren Magen besorgen.

Iffland. Meinen Sie nicht, daß wir durch Übertreibung uns überschlagen und selbst stürzen.

Gotter. Da kennen Sie die Menschen schlecht, Sie großer Menschenkenner. Je toller, desto besser! Dann erst fühlt sich die Welt pudelwohl . . . und unter der Tollheit wollen wir den großen Pathetiker begraben. Es soll ein famoser Abend werden: die Aufführung meines Possenspiels. Sie spielen den Flickwort selbst ganz in der Maske Schillers!

Iffland. Wie, ich?

Gotter. Nur keine Sorge, wer sonst könnte ihn so gut abmalen . . . . Sie selbst werden ihn entlarven. Aber hüten Sie sich, daß er vorher etwas von der Sache erfährt. Die Sache muß wie ein Schlag wirken. Gehen Sie womöglich noch am Morgen des Aufführungstages mit ihm in der Stadt spazieren —

Iffland. Wenn nur nicht zuviel Volk und zuviel grüne Kunstjünger ins Theater kommen. Bei denen hat nun einmal Schiller einen Rückhalt, und das könnte die ganze Sache noch im letzten Augenblick verderben.

Gotter. Ja, wir dürfen nicht lässig sein. Bei dem Volke müssen wir dem Helden noch etwas Ordentliches einbrocken. Das fällt am ehesten auf moralische Phrasen herein. In den Kreisen der Kleinleute und Arbeiter gilt es kräftig zu agitieren. Diesen Leuten gegenüber muß man vom unsittlichen Lebenswandel des großen Geistes sprechen; man muß seine Liebesverhältnisse in grellen Farben schildern und seine Schulden zusammenrechnen. Lassen Sie nur überall verbreiten, daß der große Mann in Bauerbach die ganze Gegend angeborgt hat — das erfuhr ich noch kurz vor meiner Abreise von Gotha. Zucht und Sitte — das sind die besten Schlagworte, um

einem solchen Räubersänger das Genick zu brechen. Also, auf! an die Arbeit! Führen Sie Ihre Truppen ins Feld. Lassen Sie mich mein Possenspiel nicht umsonst geschrieben haben ....

Iffland. Ich kann Ihnen nur herzlich danken.

Gotter. Sie nicht allein — ganz Mannheim muß mir danken, daß ich es von einem lächerlichen Scheinhelden befreie! Doch noch eins, lieber Iffland. Vergessen Sie nicht, zu der Aufführung meines Stückes auch den Helden selbst einzuladen.

Iffland. Wie, das wollen Sie wagen, Schillern dazu einladen?

Gotter. Nur keine Furcht! Eine Hinrichtung ohne den Verbrecher — lieber Iffland, lassen Sie sich nicht auslachen! Und damit Gott befohlen!

(Iffland geht durch die Mitteltür ab. Gotter will durch die Türe links rasch hinausgehen. Da erscheint Schiller hochaufgerichtet in der Tür. Gotter weicht unwillkürlich zurück und geht dann, sich verneigend, um den eintretenden Schiller herum zur selben Türe hinaus.)

Abel Schlicht (kommt aus der Türe rechts eilig auf Schiller zu). Herr Schiller, Herr Schiller, lassen Sie sich warnen — die Gesellschaft ist in hellem Aufruhr wider Sie. Man ist etwas angeheitert und ergeht sich in offenen Beschimpfungen Ihrer Person — Die Gesellschaft fühlt sich beschämt durch einen fremden Herrn, der ihr den Text liest. Man will nicht mehr dumm erscheinen und sucht durch Übertreibungen alles Bisherige von sich abzulehnen. Es ist — wie gesagt — der helle Aufruhr gegen Sie, den Geistesfürsten! Ja ein Geistesfürst — das sind Sie — teurer Meister, und mir erbebt das Herz, wenn ich sehe, wie meine Vaterstadt, die weitberühmte Stätte hoher Kunst, im Begriff ist, sich für alle Zeiten zu beflecken —

ich **selbst in** trauriger Verblendung die Krone vom Haupte zu **reißen.** Denn Sie sind diese Krone, teurer Mann, und **Sie will** man vernichten. Die Verleumdung ist am **Werke, und** welche Schande ist es für unser literarisches **Leben, daß** diese Verleumdung nicht von der Gesellschaft, **nicht von niederen** Volksschichten, sondern einzig und allein **von einigen** wenigen, niedrig gesinnten Literaten ausgeht, **die Ihr Privatleben** verdächtigen und ihre Fäden bis **hinauf in die** höchsten Gesellschaftsschichten ziehen. Aber **Ihre glänzenden** Werke stehen allen vor Augen und das **Volk läßt** sich durch ein paar Literatenkniffe nicht so leicht **von der** Wahrheit abbringen. Zur Verleumdung gehören **glücklicherweise** immer zwei Faktoren: der Verleumder **einerseits** und andrerseits d i e, welche ihm glauben. Fehlen **die Gläubigen,** ist auch der Verleumder kalt gestellt und schart nur seinesgleichen um sich. Mögen die gesellschaftlichen Kreise Sie fallen lassen — mögen sie sich — verführt durch ihre Apostel — an Ihrem Sturze beteiligen — Mannheim, das pfälzer Volk steht treu auf Ihrer Seite. Freilich ist das Volk arm und machtlos. Es muß zusehen, wie man seine Helden mordet, es muß zusehen, wie man seine Lieblinge richtet. Aber wie lange noch? Darauf geben Ihre Werke die beste Antwort. Hier in Mannheim ist Ihr Freiheitsruf erschallt. Hier liegt das Volk dankbar an Ihrem Herzen, und wer weiß, ob Ihnen hier nicht noch aus dem Volke heraus die freudigste Hilfe wird!

(Schiller steht in edlem Stolze da und reicht Abel Schlicht die Hand.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

(Schillers Arbeitszimmer in der Wohnung des Maurermeisters Anton Hölzel. Eine Tür in der Mitte und eine Tür links. Rechts ein Schreibtisch mit aufgetürmten Büchern, Zeitungen, Manuskripten. Unter dem Tisch Papierabfälle. Links neben der Tür eine Kommode, auf welcher Medizinflaschen und Kästchen mit chirurgischen Instrumenten zwischen Büchern und andern Sachen stehen. Im Hintergrund links ein Vorhang vor einem Alkoven. Einige Stühle, belegt mit Kleidern, Wäschestücken, Büchern, Papieren usw. In den Zimmerecken liegen Drucksachen auf der Erde. Auf dem Schreibtisch steht ein Leuchter ohne Licht.)

Frau Anna Hölzel (kommt durch die linke Seitentür). Hier sieht's wieder gut aus! Gestern erst habe ich gefegt und alles sauber gemacht . . . Aber dieser Mann wirft alles über den Haufen. Vor nichts hat er Respekt, vor keiner Ordnung! Und er denkt gar nicht darüber nach, was er anstellt; ihn würde es nicht kümmern, wenn er die ganze Welt durcheinander brächte. Man wagt sich ihm auch gar nichts zu sagen, weil er so ganz mit seinen Gedanken beschäftigt ist. — Er muß wieder bis gegen Morgen gearbeitet haben. Das Licht ist ganz weggebrannt . . . In der Nacht allein hat er vor den Sorgen des Tages Ruhe. Daß ein so edler Herr in so übler

Lage sein kann! Es war die letzten Tage gar zu schlimm. Sein Leid hat mir selber arg mitgespielt.

Die Korporalin Fricke (ganz außer Atem und schrecklich aussehend, stürzt durch die Mitteltür herein). Hilfe, gute Frau! Rettung! Nehmt mich auf! Schützt mich, verbergt mich, wenn Euch Herr Schiller lieb ist . . . Der wohnt doch bei Euch? Ruft ihn! Ruft ihn herbei . . .

Frau Hölzel. Was ist Euch? Wo kommt Ihr her?

Korporalin Fricke. Wo ich herkomme, gute Frau, wo ich herkomme? Ich bin Tag und Nacht gelaufen und nur ein kleines Stück gefahren . . . Geflohen bin ich hierher zu diesem Herrn Schiller . . . geflohen aus meiner Heimat . . . Von Stuttgart bis hierher hat man mich gehetzt, hat mich die Angst getrieben . . . Und dies alles wegen Euerm Herrn Schiller!

Frau Hölzel. Sprecht doch! erzählt doch! —

Korporalin Fricke. Gute Frau, ich kann nicht mehr reden, mich nicht mehr auf den Füßen halten — ich stürze um, wenn Ihr mir nicht eine kurze Rast und eine Erfrischung gewährt.

Frau Hölzel. Ja, das sieht man Euch an, wie Euch zu Mute ist — Ihr seht wirklich schlimm aus. Aber wenn ich nur wenigstens wüßte, was dies alles mit Herrn Schiller zu tun hat . . . Doch ich will jetzt nicht weiter in Euch dringen. Geht dort hinein, dort ruht Euch auf dem Sofa aus. Ich komme gleich nach und bringe Euch was zur Stärkung . . .

(Die Korporalin Fricke ist durch die linke Tür gewankt und Frau Hölzel will nach der Mitteltür gehen. Da kommt Streicher herein.)

Frau Hölzel (sich zu Streicher wendend). Herr Streicher, was ist das für ein neuer Schrecken für unsern Herrn Schiller — ein ganz verkommenes und abgehetztes Weibs-

bild ist im Augenblick atemlos hier hereingestürzt und hat mich um Hilfe und Rettung angefleht und unsern Freund herbeirufen wollen . . .

Streicher. Ein Weib? Eine Frau? Wo will sie hergekommen sein?

Frau Hölzel. Aus Stuttgart wäre sie geflohen, gehetzt und verfolgt und das wegen Herrn Schiller.

Streicher. Was sagt Ihr, liebe Frau? Was sagt Ihr da? Ich muß es erst fassen . . . Eine furchtbare Beängstigung läßt mich nicht mehr verstehen . . .

Frau Hölzel. Gerechter Gott, Herr Streicher! Sie werden ja ganz weiß. Kann denn noch ein neues Unglück über Herrn Schiller hereinbrechen?

Streicher. Ein neues Unglück, gute Frau? Ein letztes Unglück, ein letztes . . . Denn über unserm Freund schwebt ein Unheil, das das Ende bedeutet, wenn es naht und, gute Frau . . .

Frau Hölzel. Reden Sie, lieber Herr Streicher, und wenn Ihnen dadurch nur leichter würde . . .

Streicher. Dieses Unheil scheint gekommen zu sein . . .

Frau Hölzel. Wie das?

Streicher. In Gestalt dieses verfolgten Weibes . . .

Frau Hölzel. Da schaut hinein . . . (sie öffnet die Tür links) Sie ist wie umgefallen und schläft schon . . .

Streicher. (blickt durch dieselbe Tür) Gott! Gott! Wie grauenvoll! Wie schrecklich! . . . Ja, es ist das Unheil, der Jammer, das Ende . . .

Frau Hölzel. Lieber Herr Streicher, faßt Euch doch — so habe ich Euch noch gar nicht gesehen. Ihr zittert ja . . . Redet doch und erleichtert Euer Herz. Ihr wißt ja, wie ich mit Herrn Schiller fühle . . .

Streicher. Gute Frau! Es ist zu furchtbar! Die Worte

versagen da! . . . Was soll ich da noch reden, wenn ich unsern teuern Freund vernichtet sehe . . . Was alle seine Feinde nicht vermochten, das bringt jetzt diese Frau da drin fertig . . .

Frau Hölzel. Was, die alte abscheuliche Person da und Herrn Schiller kaput machen! Nein, verehrter Herr Streicher! Da muß ich doch über Euer Lamentieren lachen! Was soll denn die Herrn Schiller anhaben können — die soll sich nur wagen, in meinem Hause was anzustellen und Ihr werdet Euch wundern, wie rasch die wieder frische Luft schnappt . . .

Streicher. Liebe Frau Hölzel, um Gottes Willen — nur Vorsicht, äußerste Vorsicht — von ihr hängt Leben und Ehre unseres Freundes ab . . .

Frau Hölzel. Da wird man ja ganz irre an Euch. Was hat denn Herr Schiller mit so einer Person angefangen. Er nimmt's wohl etwas leicht mit den Frauen, aber mit so einer . . .

Streicher. Gute Frau, laßt mit Euch reden, so ist's ja nicht. Die Not, die schreckliche Not hat auch da schon unsern Freund in die schlimmste Lage versetzt. Er mußte die Hilfe dieser Frau in Anspruch nehmen, er mußte die erste beste Hilfe ergreifen, wenn er seine ganze Arbeit nicht in den Müllkasten werfen wollte. Denken Sie sich, gute Frau, eine große, schwere Arbeit, Nächte lang geschrieben, und kein Mittel zu wissen, Sie bekannt zu machen. Das werden Sie auch verstehen, Frau Hölzel, welche Qual es für einen so feurigen jungen Menschen sein mußte, Großes zu wissen und es nicht mitteilen zu können. Alle Welt spricht jetzt wohl von den „Räubern", das hört Ihr ja . . . Und das Werk sollte verborgen bleiben, sollte nicht gedruckt werden . . .

Frau Hölzel. Aber Herr Streicher, weshalb sprechen Sie jetzt angesichts dieser Frau davon . . .

Streicher. Liebe, gute Frau Hölzel! Geld mußte zu diesem Druck geschafft werden, Geld oder Bürgschaft! Da war eine Korporalsfrau bei unserem Regiment in Stuttgart, die uns junge Kerlchen recht gern hatte, uns manchen guten Bissen besorgte und uns manchen Schoppen einschenkte. Die faßten wir für unsere Sache ins Auge. Sie war recht übel berüchtigt, galt aber für reich. Da sie kein bares Geld herausrücken wollte, brachten wir sie dazu, eine Bürgschaft für 200 Gulden zu unterschreiben. Unserer Beredsamkeit konnte sie nicht widerstehen. Der Druck der „Räuber" war damit gesichert. Ich denke noch immer daran, wie triumphierend wir das unterschriebene Schriftstück dem Drucker überbrachten. Mein armer Freund meinte damals, die Veröffentlichung seines Werkes würde ihm im Handumdrehen Tausende einbringen. Er dachte gar nicht mehr an das Weib, das offenbar von der ganzen Sache nichts verstanden hat. Er hielt das Weib schon durch ein hohes Trinkgeld für abgefunden — drum scheute er nicht vor dieser Mittelsperson zurück . . .

Frau Hölzel. Und d i e Frau — sagt mir die Wahrheit, Herr Streicher, wer diese Frau ist, sagt mir die Wahrheit! Ihr erschreckt mich wirklich und ich erbleiche wie Ihr . . .

Streicher. Laßt mich erst noch zu Ende reden, ehe ich Euch diese Frau nenne. Als all die Hoffnungen unseres Freundes sich nicht erfüllten, er trotz der großen Erfolge seines Werkes in d i e Lage kam, in der wir ihn jetzt noch sehen, da vergrößerte sich bei ihm auch die Sorge um die Bezahlung dieser Schuld. Drohend steht die leichtsinnig bewirkte Bürgschaft hinter ihm und peinvoll ist ihm der

Gedanke, daß eine Unschuldige dafür zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Welche Versuche hat der arme Mann nicht schon gemacht, um diese furchtbare Gefahr zu bezwingen . . . Schon einmal war sie ganz nahe an ihn herangetreten — beängstigt schrieb er damals von Frankfurt aus dem Intendanten — keine Antwort. In ganz Mannheim waren für den Dichter diese 200 Gulden nicht aufzubringen. Lange hat sich der Drucker in Stuttgart geduldet — jahrelang — nun ist dessen Vertrauen dahin, jetzt, jetzt, wo Not und Unglück tägliche Gäste in dieser kleinen Arbeitsstätte des uns so lieben Dichters sind — es bricht alles über ihn herein . . .

Frau Hölzel. Also sagen Sie mir es getrost . . . ich habe mich inzwischen gefaßt — diese Frau da drin . . .

Streicher. Ist die Stuttgarter Bürgin . . . Was sie einst unserem Freund getan, dafür wird sie ihm nun alles nehmen. Diesmal ist er . . .

Frau Hölzel. Wenn Sie zaghaft sind wie ein Kind, so will ich mutig sein wie eine Mutter. Ich bin sonst zu gering, um Sie oder einen Herrn Schiller meinen Sohn nennen zu dürfen. Aber den Mann, dessen Pflege ich übernommen habe und den ich in solcher Not sehe, den möchte ich schützen wie eine Mutter. Was aber kann ich arme Frau tun! Was berechtigt mich, so stolz zu schwätzen? Nur eins: daß ich den Mut nicht verloren habe trotz all Eurer Reden, daß mich ein festes Vertrauen erfüllt.

Streicher. Wußte ich's doch, Ihr seid eine gute Frau, die wahrhaft teilnimmt, Ihr seid eine gute Mutter!

Frau Hölzel. Ja, gerade weil ich mir als Mutter nichts zuschulden kommen lassen will, verehre ich Herrn Schiller. Seine ärztliche Kunst hat meinen Sohn aus schwerer Gefahr gerettet — ihm verdanke ich das Leben

meines Sohnes. Und so sei auch er mir lieb wie ein Sohn. Was? wegen einer solchen Person, wie d i e da drin, sollte ein so guter Herr zugrunde gehen — nein, das dulde ich nicht. Da muß Hilfe geschafft werden — aber wie ist das möglich bei einer so großen Summe?

Streicher. Wenn Ihr Hilfe oder Rat schaffen könntet, gute Frau! Ihr wäret meines Freundes rettender Engel.

Frau Hölzel. Macht keine unnötigen Worte, Herr Streicher. Was eine einfache Frau tun kann, das tut sie auch. Aber was kann sie —? Wenn nur mein Mann von dieser schrecklichen Sache wüßte, vielleicht gäbe es da Rat oder Hilfe. Aber der ist heute draußen auf dem Bauplatz, es ist Zahltag ... Zahltag, richtig, Zahltag auch für ihn, denn er hat heute seinen Lohn für die Leitung des ganzen Baues zu erhalten. Wie viel mag das sein? Wenn mein Mann das Geld bekäme ...

Streicher. Liebe, gute, herrliche Frau! Was geht in Eurem Kopfe vor — Ihr denkt an Hilfe? Ihr selbst wollt Hilfe bringen ... Nun, wenn's Euch auch nicht gelingt, daß Ihr den Mut habt, an Hilfe zu denken, macht mir auch wieder Mut — Ja, beraten wir gemeinschaftlich, wie wir dem armen, teuren Manne helfen ...

Frau Hölzel. A bah! Lassen wir's Beraten, handeln wir. Ich mache mich auf zu meinem Mann und rede mit ihm ein ernstes Wort. Ich kenne meinen Mann — er hat ein gutes Herz. Man hat nur gar zu sehr Herrn Schiller auch bei ihm zu verhetzen gesucht, die vielen Gläubiger ... Aber es hat nichts gemacht, er ist fest geblieben und achtet Herrn Schiller hoch.

Streicher. Gute Frau, ich bewundre Euch immer mehr. Aber wie machen wir's, daß Schiller vorläufig nichts von der Ankunft der Korporalin erfährt? Stellt

Euch vor, er behandelt gerade eine der schönsten Ideen, die er je gehabt: die Freiheit des Volkes soll durch einen Fürsten selbst begründet werden! Aus einer großen Freundschaft soll das Glück der Welt hervorgehen. O, wenn Ihr das verständet, beste Frau, Ihr würdet alles tun, um von meinem Freunde jede Störung fernzuhalten. Über viel, ja über alles hat er sich bis jetzt hinweggesetzt und tapfer weiter gearbeitet — ich fürchte aber, wenn er auch nur das Leiseste von dieser Sache hört, daß ihm, dem Tapferen, dann doch die Feder aus der Hand fällt ...

Frau Hölzel. Ja, ja, Herr Streicher, das glaube ich auch ... Drum handeln wir ... Ich eile zu meinem Mann und Sie bleiben hier und sorgen dafür, daß nichts passiert und die Alte nicht da herauskommt ... Die wird nicht allzubald erwachen ... Lebt wohl!

Streicher. Nehmt meinen heißen Dank und geht mit Gott!

Ehe noch Frau Hölzel durch die Mitteltür abgeht, kommt durch die gleiche Tür Schiller.

Schiller. Grüß Gott! Was hat die Frau, sie eilt so rasch an mir vorüber?

Streicher. Nichts, lieber Freund, sie geht nur zu ihrem Manne und scheint sich verspätet zu haben.

Schiller. Nun, es wäre kein Wunder, wenn auch sie uns im Stiche ließe und uns unter freien Himmel setzte. Dann könnten wir das Räuberlied in die Sturmnacht hinaussingen. Mannheim, Mannheim, alles ist mir hier verleidet und eine Nachricht über meine weitere Anstellung ist immer noch nicht eingetroffen ... Mein Carlos könnte mich vielleicht retten, aber zu gewaltig ist das Werk in meinem Kopfe gewachsen, so daß ich's nicht als Zwerg

gebären kann ... Wenn nur die Frau von Wolzogen nicht wäre — schrecklich, daß ich es bin, der die hohe, große Seele, der seine Wohltäterin in so verzweifelte Lage versetzt ... Sie braucht das geliehene Geld zur Erziehung ihres Sohnes und ich kann's ihr nicht wieder verschaffen! ... Armer Vater, du schreibst mir, ich sollte mit ihr und dir in Heilbronn zusammenkommen, um ihr Erklärungen und Versprechungen zu machen. Ich — Versprechungen! ... Nein! Ich kann nicht in dieses edle, leiderfüllte Auge schauen — ich kann es nicht! Es hat auch keinen Sinn, sich so zu quälen, wenn man doch nichts vermag. Ich bleibe fern — ich leide hier genug. Ich brauche meine Kräfte, mich überhaupt aufrecht zu erhalten ... So kann ich's doch vielleicht noch beschaffen.

Streicher. Ja, lieber Freund, was ist das Leid der Frau von Wolzogen gegen deines!

Schiller. Sich vom besten Freunde getäuscht zu sehen, ist das Schrecklichste! Ihr wird das Herz bluten! Aber bin ich nicht der Getäuschteste von allen? Lieber Streicher, als wir uns zur Flucht aus Stuttgart entschlossen, wie bebte da unser Herz in Hoffen und Wünschen, und als wir das im Lichterschmuck strahlende Schloß Solitude hinter uns hatten und in die Nacht hinaus fuhren, da jubelten wir, entkommen zu sein — nicht nur dem Tyrannen, sondern auch — was uns ebenso schlimm erschien — unseren Gläubigern. Ein drolliges Bild war's, lieber Freund, diese Flucht mit dem Klavier auf dem Kutscherbock. Ach, wie nahmen wir alles so froh und heiter ... Und jetzt, nach Jahren: zu den alten Peinigern nur noch neue und die alten können auch hier jeden Tag wieder auftauchen ...

Streicher. Lieber, überlaß du mir all diese Sorgen und denke du nur an dein großes Werk.

Schiller. Ja, du Guter, ich danke dir. Du hast schon viel von mir abgehalten — aber zum Teufel, ist denn eine Lösung all dieser Wirrnisse auch nur möglich?

Ein Postillon (tritt nach einmaligem Klopfen durch die Mitteltür ein) Verzeihen, Euer Gnaden, soll Herrn Theaterdichtern Schillern einen schönen Gruß ausrichten von meinen Herrschaften im Postwagen, von der gnädigen Frau von Lengefeld, deren Mamsell Tochter Charlotte und von Herrn und Frau von Beulwitz. Da die Herrschaften Herrn Schillern nicht getroffen hätten, lassen die Gnädigen bitten, sie am Postwagen aufzusuchen ... Hier ein Kärtchen!

Schiller. Frau von Lengefeld! Charlotte von Lengefeld und Herr und Frau von Beulwitz! Gruß, herzlichen Gruß den Herrschaften! Ich werde mich beeilen, zu kommen. (Der Postillon geht ab.) Warte hier auf mich, lieber Streicher, ich kehre sofort zurück und möchte dich noch sprechen. (Er geht hinaus.)

Streicher (öffnet die Tür des Nebenzimmers und sieht hinein). Sie schläft noch wie ein Ratz! Gott, Gott, wie werden wir diese Person wieder los!

Abel Schlicht (tritt durch die Mitteltür ein). Guten Tag, lieber Herr Streicher! Noch immer das alte Leid?

Streicher. O, wenn's nur das wäre!

Schlicht. Wie, kann's denn noch schlimmer kommen!

Streicher. Leider, ja!

Schlicht. Was! Sie erschrecken mich — unserm Meister ist doch nichts geschehen?

Streicher. Nein, noch nicht!

Schlicht. Noch nicht! Was soll das heißen, ist denn auch hier neue Gefahr?

Streicher. Auch hier! Sagen Sie, Herr Schlicht, bringen denn auch Sie eine Hiobspost?

Schlicht. Ja, ich komme um unsern Meister ernstlich zu warnen — die Aufregung gegen ihn steigt in Mannheim, die Hetzer sind unablässig am Werke — man spricht von einem Hauptschlag, der gegen ihn geführt werden soll, um seine weitere Anstellung zu hintertreiben — es sind nur noch wenige Wochen bis zum Ablaufe seines Kontraktes — der Sturz müßte vorher erfolgen. Es ist daher alles zu fürchten. Iffland und seine Clique sollen heiß an der Arbeit sein. Doch, da Sie mir neues Leid künden, wissen Sie davon, hängt das damit zusammen?

Streicher. Nein, nein, Herr Schlicht, dagegen könnte man doch noch ankämpfen — nein, es ist viel Schlimmeres, und man könnte meinen, auch der Himmel habe sich gegen unsern Meister verschworen und mache mit Herrn Iffland gemeinschaftliche Sache!

Der Theaterdiener (tritt ein). Ein Kompliment vom Herrn Schauspieler Iffland und eine Karte an den Herrn Theaterdichter.

Streicher (nimmt die Karte und liest). „Verehrter Freund! Sie könnten mir aus der Not helfen — ich brauche zur nächsten Aufführung ein paar Strümpfe just gerade so, wie Sie sie tragen, und eine Schnupftabaksdose. Bitte schicken Sie mir auf einige Tage beides — die Strümpfe können schon getragen sein, ich laß sie für mich zurechtmachen. Zugleich lade ich Sie persönlich zur Aufführung des neuen Stückes „Der schwarze Mann“ von Herrn Gotter ein und erwarte Sie bestimmt im Theater.“

Ihr Iffland.

Schlicht (zu Streicher leise). Schicken Sie das auf keinen Fall.

Streicher. Wir dürfen Herrn Iffland nichts versagen. Sie wissen, wie große Stücke Schiller immer noch

auf ihn hält. Doch hat's damit noch Zeit . . . (zum Theaterdiener) Bester Mann, Sie müssen sich wegen der Sache nachher noch einmal herbemühen — ich werde es dem Herrn Theaterdichter sagen . . . .

(Der Diener geht ab).

Schlicht. Was soll das heißen, was steckt hinter dieser Sache — es scheint so einfach, und doch ergreift mich eine merkwürdige Angst und Sorge.

Streicher. Wir sind alle zu aufgeregt und sehen überall Schlimmes!

Schlicht. O, wäre der Kampf mit einem Schlag zu enden!

Streicher. Das kann nur zu bald sein — mit einem Schlage! aber nicht von Iffland; wenn Sie das wüßten, lieber Schlicht, noch heute muß es sich entscheiden — aber ich darf nicht darüber reden, so gern ich's Ihnen anvertrauen möchte — kein Wort darf noch darüber gesprochen werden.

Schlicht. Das beängstigt mich mehr als die volle Wahrheit . . . . Ich habe immer den Mut gehabt, ihr ins Auge zu schauen.

Streicher. Sie sollen sie erfahren, noch heute, Herr Schlicht, nur jetzt noch nicht . . . .

Schlicht. Welch' neue Sorge! Mein liebes Mannheim — daß du so hilflos bist und mit deinem edlen Dichter so gar nichts anzufangen weißt! Schütze den Meister der Himmel und sagen Sie ihm meinen Herzensgruß. Warnen Sie ihn vor seinen Feinden! Sie sind sein wahrer Freund — ein Vorbild wahrer Freundschaft, ein treuer Hüter seinem Leben. Ich kann gehen, wenn ich den Meister in solchen Händen sehe — nehmen Sie meinen Dank (geht ab).

Streicher (sieht wieder durch die Türe links). Die schläft glücklich noch den Schlaf des Gerechten — Wie soll das ausgehen!? Nun, ich werde darüber wachen, daß sie Friedrich nicht stört und belästigt . . . .

(Schiller tritt in freudiger Stimmung ein).

Streicher. Nun, hast du die Lengefelds getroffen? Wie gefielen dir die Mutter und die junge „Mamsell“?

Schiller. Ich habe in der kurzen Zeit keinen besonderen Eindruck gewinnen können. Und doch war mir's eine Erquickung, in so gute Augen geschaut zu haben. Sanfte, edle Seelen, in deren Nähe man ruhig und froh wird und die keine Ahnung haben von dem wilden Kampf, der einen umtobt! Solche Seelen sind der Friede . . . .

(Es klopft. Streicher öffnet die Mitteltür).

Hofmedikus Mai (tritt ein). Guten Tag, meine Herren! Grüß Euch Gott, lieber, lieber Herr Schiller! Kann ich mit Ihnen ungestört ein paar Worte wechseln. Ich möchte Sie in einer wichtigen Sache sprechen.

(Streicher geht links ab).

Mai. Na, na, na, Herr Schiller, was machen Sie für Sachen! Geht's Ihnen wirklich so wenig gut, wie man dies überall hört? Darf ein alter Kollege diese Frage an Sie richten?

Schiller. Ich danke Ihnen für Ihre Frage, aus der Ihre Teilnahme an meinem Geschick hervorgeht . . . . Meine Lage läßt in der Tat viel zu wünschen übrig.

Mai. Ja, ja, ja, mein lieber junger Herr Kollege! Warum gestalten Sie sich das Leben so trübe, während Sie doch in Ihrem eigentlichen Berufe soviel leisten und soviel Gutes stiften könnten.

Schiller. In meinem eigentlichen Berufe?

Mai. Nun, Sie werden mich nicht falsch verstehen,

junger Mann. Ich meine den Beruf, den Sie von Anfang an ergriffen und den Sie gänzlich vernachlässigt haben.

Schiller. Sie meinen den ärztlichen Beruf! Ich nehme den Tadel eines Meisters dieses Berufes, wie Sie dies sind, Herr Hofmedikus, mit aufrichtiger Reue an.

Mai. Nun, das freut mich von Herzen, daß Ihre Liebe zu dem alten Berufe doch noch wiederklingt — da sieht man doch, daß die Schattenhaftigkeit der Poesie Ihre Lust zu kerniger Arbeitsamkeit zum Wohle der Menschheit noch nicht ganz verdunkelt hat.

Schiller. Ich weiß, welche hohen Begriffe Sie mit der Medizin verbinden und gehöre zu den Bewunderern Ihrer segensreichen Reformen. Worte aus einem solchen Munde, aus Ihrem Munde sind mir heilig.

Mai. Junger Mann, oh wenn Sie die volksbeglückenden Ideen Ihrer Stücke doch im praktischen Leben betätigen wollten — welcher Beruf könnte Ihnen dazu mehr Gelegenheit geben, als der ärztliche — Hilfe zu bringen den Leidenden, sich aufzuopfern für das Wohlergehen anderer — welch hoher, herrlicher Beruf!

Schiller. Ja, Herr Hofmedikus, das geht mir wohl immer mehr auf — aber, wenn man nicht Gelegenheit hat, wie Sie, für große Reformen zu wirken und Neues, Vorbildliches zu schaffen, so wird einem der ärztliche Beruf doch verleidet.

Mai. Nun, lieber Herr Schiller, warum sollte Ihnen mit Ihrer hellen Intelligenz dies nicht vergönnt sein?

Schiller. Dazu fehlt mir jede Veranlassung!

Mai. Und wenn ich Ihnen nun sage, lieber junger Herr Kollege, daß ich heute komme, um Sie zu einem neuen mutigen Schritte zu veranlassen.

Schiller. Was sagen Sie, Herr Hofmedikus?

Mai. Ich habe Ihnen vorhin noch nicht gedankt für Ihre Beurteilung meines Wirkens. Sie ist aufrichtig, das sehe ich — und ich möchte meinen Dank gleich in eine Tat umsetzen. Sie wissen, daß ich keine Mühe scheute, hier Kräfte zu meiner Arbeit zu gewinnen — wie viele Bettler und Lumpen habe ich zu was Ordentlichem erzogen, habe ich in den Dienst der Menschheit gestellt, als ich meine Krankenwärterschule gründete. Jetzt hat Mannheim eine ganz respektable Anzahl gut geschulter Krankenpfleger. Immer mehr blüht auch die von mir ins Leben gerufene Hebammenschule auf ... Und wie ich für jenes Institut niedere Kräfte, so brauche ich für diese Anstalt höher stehende, intelligente! Werden Sie eine hilfreiche Kraft an meiner Hebammenschule! Ich kann mein Werk nicht zu Ende führen, ohne die Mitwirkung mich geistig verstehender Leute! Sie werden aus meinen einfach und kräftig gehaltenen volkstümlichen Schriften ersehen haben, daß ich ein Freund des Volkes bin, wie Sie das sind. Schenken Sie mir deshalb Gehör, junger Mann, gehen Sie aus der Poesie zum praktischen Wirken über, widmen Sie sich dem Wohl des Volkes in praktischer Weise. Ich biete Ihnen meine Hand dazu. Sie sollen der Mitarbeiter an meinem Werke sein. Vervollkommnen Sie Ihr Wissen und bereiten Sie sich noch zu dem nötigen Examen vor ... Ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihnen die Mittel dazu zufließen ...

Schiller. Ich danke Ihnen, Herr Hofmedikus, für die Hochherzigkeit, mich wie ein Vater in Ihren Schutz nehmen zu wollen und mir die Ehre der Mitwirkung an Ihren edlen Unternehmungen in Aussicht zu stellen. Ja, in meiner Lage wird mir kaum etwas anderes übrig bleiben, als so zu handeln.

Mai. Das wußte ich, daß Ihr klarer Verstand Ihnen das von selbst sagen würde, junger Mann. Sie können sich nicht genug ihre Lage vergegenwärtigen, um jeden Zweifel zu besiegen. Sie fangen an zu vereinsamen, Sie leben immer mehr außerhalb der Gesellschaft und der Menschen. Bald wird es soweit kommen, daß Sie sich hier mit aller Welt verfeindet haben. Und dies alles wegen der Poeterei, wegen ein paar Theaterstücken! Sie gehen auf einer abschüssigen Bahn und stürzen sich selber ins Verderben. Nein, ein Mann, wie Sie, muß der Gesellschaft, muß dem Volke erhalten bleiben. Werden Sie ein nützliches Glied der Nation durch praktische Arbeit im Leben. Man sieht hier Ihren Untergang schon vor Augen! Beschämen Sie die Schwarzseher! Schlagen Sie den Verleumdern ins Gesicht! Und denken Sie vor allem Ihrer armen, guten Eltern, denen Sie so schwere Sorge, so viel Leid gemacht haben. Welche Freude wird es denen sein, Sie zurückgekehrt zu wissen zu einem ruhigen Lebenswandel und Sie das verwerten zu sehen, was ihre Güte Ihnen hat lernen lassen. Wenn Ihre Feder, die bis jetzt ins Blaue hinein phantasierte, wieder fest und bestimmt Heilmittel niederschreibt zum Wohle und zur Genesung unserer Mitmenschen, das wird Ihnen selbst eine Genugtuung sein. Denken Sie Ihres schwer gekränkten Vaters und fassen Sie einen Entschluß zu seiner Freude. Der alte brave Mann verdient sie! Lassen Sie von der Schreiberei und Dichterei. Seien Sie unserem Lande, unserer Stadt für immer gewonnen. So denkt, so fühlt, so wünschet von ganzem Herzen der patriotische Pfälzer, den Sie vor sich sehen!

Schiller. Ihre herzlichen, gut gemeinten Worte rühren mich tief, Herr Hofmedikus; so gut hat lange niemand

zu mir gesprochen. Ich werde mich in meine Lage schicken müssen, es wird bald keine Wahl mehr geben. **Eine** Rettung mit gebundenen Händen. Ich werde mich zunächst an Herrn von Dalberg in dieser Sache wenden . . .

Mai. Tun Sie das, lieber Herr Schiller, tun Sie das, ehe es zu spät ist, und seien Sie meiner Förderung der Sache in jeder Weise sicher. Handeln Sie aus reiflicher Überlegung und nehmen Sie schon jetzt meinen Glückwunsch mit auf den neuen Lebensweg!

(Mai geht ab.) **Streicher** (kommt rasch aus der Türe links) Was wollte dieser Mensch?

Schiller. Der gute Mann will mir seinen väterlichen Schutz angedeihen lassen, er meint, wenn ich aufhöre zu dichten, würde hier alles ruhig sein, und ich werde ihm den Gefallen tun müssen — allein, solange ich noch ein paar freie Atemzüge tun kann, solange noch ein paar freie Stunden mir gehören — nichts als mein Werk, nichts als Carlos! Vergessen wir alles andere! Komm, teurer Freund, höre es mit an, wie ich den Schluß des ersten Aktes meines Carlos gestaltet habe . . .

Streicher. Wie lieb sind mir die Weihestunden, in denen du mir das Geheimnis deines Schaffens zuerst verkündest . . . Jedes Wort aus deinem Munde wird mir unvergeßlich sein, aber heute . . .

Schiller. Keine Bedenken, lieber Freund. Vergessen wir das Leid der Welt und freuen wir uns, daß wir vielleicht etwas zu einer besseren Zukunft der Menschheit beitragen können! Höre, wie sich mein Carlos mit seinem Posa verbrüdert . . . (Schiller nimmt einige Blätter von seinem Schreibtisch und liest, an den Tisch gelehnt.) Mein Carlos spricht:

So tritt herunter, gute Vorsehung,
laß dich herab, ein Bündnis einzusegnen,

das neu und kühn und ohne Beispiel ist,
seitdem du oben waltest.
(er faßt Rodrigos Hand und hält sie gegen den Himmel)
Hier umarmen,
hier küssen sich vor deinem Angesicht
zween Jünglinge, voll schwärmerischen Muts,
Doch edlern, bessern Stoffs als ihre Zeiten,
getrauen sich den ungeheuren Spalt,
wodurch Geburt und Schicksal sie geschieden,
durch ihrer Liebe Reichtum auszufüllen,
und größer als ihr Los zu sein — hierunten
nennt man sie sonst Monarch und Untertan,
doch droben sagt man Brüder.
Marquis: Lächle freundlich
auf dieses schöne Hirngespinst herab,
erhabne Vorsicht! — Die Vernunft der Weisen
sprach deiner Allmacht dieses Wunder ab,
beschäme sie, und mache wahr und wirklich,
was nimmer sein wird, nie gewesen war,
laß dieses Bündnis dauren.
Carlos: Jetzt zum König! —
Ich fürchte nichts mehr. —
(seinen Arm um Rodrigos Hals schlingend)
Arm in Arm mit dir —
so fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!*)
(Nach einer Pause.)

Nun, lieber Streicher, wie gefällt dir dieser Schluß?

Streicher. Die Begeisterung für diese herrlichen Worte ersticken meine Tränen über unser Los. Mannheim, in

---

*) Dieser Schluß des ersten Aktes der Don Carlos-Dichtung ist hier genau in der wenig bekannten ursprünglichen Mannheimer Fassung wiedergegeben.

deinen Mauern sind diese Worte gedichtet worden, die die Welt erfüllen werden! ... Und du findest keinen Raum für deinen großen Dichter, als den Sarg oder vor dem Karren des Tagelöhners ... Deutschland, Deutschland, du darfst dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du tatest nichts für sie; du überließest sie dem Zufall und gabst ihr geistiges Eigentum jedem preis, der sie auf offener Straße darum berauben wollte ... Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Mute der einzelnen, nicht deinem Schutze, nicht deiner Fürsorge hast du es beizumessen, wenn andere Völker dich um deine großen Geister beneiden und sich an ihrem Lichte entzünden!

(Man hört ein Geräusch im Nebenzimmer.)

Schiller. Was ist das, wer hat uns belauscht? ...

Streicher. Es ist das Verhängnis, Schiller, das nimmer von uns läßt und unser Ende will ... Schiller, es erschüttert mich, jetzt in diesem weihevollen Augenblick eine trübselige Bitte an dich richten zu müssen, sie duldet keinen Aufschub mehr, schlimmer wie Geisterspuk sind die Schrecknisse des Lebens ...

Schiller. Was ist dir, habe ich dich zu sehr erregt? ... doch ich hörte selbst ein Geräusch! Streicher, sprich, welche Gefahr bedroht uns? Das ist ja, als seien Mörder in der Nähe ...

Streicher. Schiller, ich kann und darf es dir nicht länger verheimlichen, höre meine Bitte: Fliehe! Fliehe aus Mannheim! Es bleibt dir nichts übrig als die Flucht, schleunige Flucht ...

Schiller. Warum das jetzt?

Streicher. Es ist hier, das drohende Gespenst, das über den letzten Jahren unseres Lebens schwebte, die furchtbare Frau, in deren Händen deine Ehre liegt ...

Schiller. Wie? Was? Wer? (Die Korporalin Fricke steht in der Tür . . .) Hah! (Schiller stößt einen Schrei des Entsetzens aus!) Flucht! Fliehen! Doch nein, Fassung — es ist Sinnentrug!

Korporalin Fricke. Nein, Herr Schiller, nein, Herr Schiller — hier steht sie vor Euch, die arme Frau, die Ihr in Not und Elend gestürzt habt und die Ihr zu Tode hetzen laßt — hier steht sie vor Euch mit kummervollem, flehendem Blick um Rettung, der Schuldturm droht ihr, das Gefängnis, der Unschuldigen. (Man hört Stimmen im Gange. Die Mitteltür wird aufgerissen, ein Polizeikommissär und ein Gerichtsdiener treten ein . . .)

Kommissär. Hier muß sie sein, die Werteste! Das Weibsbild ist hier in der Nähe gesehen worden. — Wir sind doch in der Wohnung des Herrn Hölzel, in der auch ein gewisser Herr Schiller wohnt, ein Theaterdichter? — Seid Ihr die Frau Hölzel . . .

(Frau Fricke schüttelt mit dem Kopfe.)

Kommissär. Dann sagt sofort, wer Ihr seid.

Korporalin Fricke. Ich bin die Korporalin Fricke.

Kommissär. Gut, Ihr seht darnach aus. — Da haben wir sie . . . Ihr habt einen Fluchtversuch unternommen, um Euch in Stuttgart der Schuldhaft zu entziehen . . . Wir bringen Euch die Forderung des Gerichts und sind beauftragt, Euch sofort zu verhaften, wenn Ihr die Summe nicht erlegt . . .

Korporalin Fricke. Mich hier verhaften, was? mich, die Unschuldige, Gute . . . Habt Ihr das Schriftstück nicht gelesen? habt Ihr nicht begriffen, daß das alles nur eine Bürgschaft für diesen Herrn Schiller ist . . .

Kommissär. Das geht uns nichts an, wir halten uns an unseren Befehl . . .

Korporalin Fricke. Das geht Euch nichts an, Ihr Unverschämten, wer der Schuldige ist?

Kommissär. Haltet Eure lose Zunge im Zaum, das raten wir Euch.

Korporalin Fricke. Was! ich meine Zunge im Zaum halten und aus der Unschuldigen zur Verbrecherin werden — das ratet Ihr mir? Ich bin hierher geflohen in Eure Stadt, weil hier bei Euch der Schuldige ist . . . Davon wollt Ihr nichts wissen, daß die Schuld hier bei Euch sitzt und nicht bei mir und in dem guten Stuttgart!

Kommissär. Macht kein langes Geschwätz — erklärt Euch, ob Ihr zahlen wollt, oder nicht . . .

Korporalin Fricke. Ich zahlen? Bin ich jemandem etwas schuldig geblieben, habe ich von jemandem etwas gewollt? — Ich bin eine ehrliche Frau, wißt Ihr das. Ich bin belogen und betrogen worden, bin den schrecklichsten Verfolgungen ausgesetzt gewesen, und statt daß Ihr den wahren Verbrecher faßt, wollt Ihr die ehrlichen Leute packen? Hier an der Seite des Verbrechers wollt Ihr die Unschuld ergreifen?

Kommissär. Wir sagen Euch, laßt das Geschwätz und erklärt Euch . . .

Korporalin Fricke (auf Schiller deutend). Ergreift, verhaftet d e n da! . . .

(Streicher tritt zwischen beide und umarmt Schiller.)

Frau Hölzel (tritt durch die Mitteltür erregt ein). Was ist das für ein Lärm in meinem Hause — wer untersteht sich, hier Unfrieden zu stiften? — Noch gehört mir diese Wohnung — i c h habe zuerst Rechenschaft zu geben, wenn Ihr hier etwas wollt . . .

Kommissär. Nur nicht so hitzig, gute Frau! Ihr verbergt hier eine gerichtlich Verfolgte, eine Flüchtige

. . . merkt Ihr's, daß wir das schon wissen! Die Frau will den Herrn da (auf Schiller zeigend) verhaftet sehen — deshalb der Spektakel . . .

Frau Hölzel. Was, Frau Fricke, ich hab' Euch hier bei mir aufgenommen, hab' Euch in meinem Hause Unterkunft gewährt und mich Eurer Sache angenommen und so lohnt Ihr mir das! . . . Ihr macht Spektakel in meinem Hause und beschimpft den edlen Herrn da. Ihr seid nur hierher geflohen, um dem edlen Herrn eine Blamage anzuhängen — Pfui über Euch! Wenn Ihr ihm einmal beigestanden habt — jetzt habt Ihr allen Dank wieder aufgehoben! Was konnten die jungen Leute wissen, daß Ihr nicht einmal so viel besitzt . . . Sie müssen doch viel von Euch gehalten haben.

Kommissär. Laßt das Gerede — die Frau ist verhaftet . . .

Frau Hölzel. Sie ist nicht verhaftet! . . .

Kommissär. Was, wollt Ihr Euch der Polizei widersetzen — so seid Ihr's auch . . .

Frau Hölzel. Sie ist nicht verhaftet, sage ich Euch! Was, Ihr wagt mir zu drohen, ohne mir auch nur in meinem Hause Zeit zum Ausschnaufen zu lassen? . . .

Kommissär. Was wollt Ihr, seid Ihr von Sinnen . . .

Frau Hölzel. Ich will, daß die Angelegenheit in meinem Hause ehrenhaft erledigt wird, versteht Ihr? Daß kein Schatten auf der Ehre meines Hauses und auf diesem edlen Herrn da bleibt . . . Ihr wollt Geld? Ich kenne die Summe, und Herr Schiller wird dieses Geld zahlen.
(Streicher und Schiller gehen verwundert auf Frau Hölzel zu.)

Frau Hölzel. Er hat mir dieses Geld schon ausgehändigt, um es Euch zu überbringen — die Art, wie Ihr's ihm gemacht habt, hat ihn nur still sein lassen —

hier ist das Geld, hier lege ich die 200 Gulden auf den Tisch — zählt sie nach und schert Euch davon! Aber auch Ihr, Frau Fricke, macht, daß Ihr aus meinem Hause kommt! Da habt Ihr noch ein Notgeld zur Reise und fort aus meinen Augen! Eure garstige, häßliche Art hat mir jedes Mitleid für Euch genommen — geht!

(Korporalin Fricke nimmt das Geld und geht brummend ab. Der Kommissär ist kurz vorher mit dem Gerichtsdiener abgegangen, nachdem er unter einer drohenden Bewegung das auf den Schreibtisch niedergelegte Geld zu sich gesteckt und dafür ein Schriftstück zurückgelassen hat.)

Frau Hölzel. Herr Schiller, nichts für ungut, daß ich so handelte . . .

Schiller. Gute Mutter! Retterin!

Streicher. Ja, vor guten Menschen muß das teuflische Verhängnis weichen . . .

Schiller. Ewig danke ich Euch! für immer bin ich der Eure . . . Und mit unsagbarem Glücke erfüllt es mich, daß gerade aus dem Volke heraus, dem ich alle meine Werke widmete, mir auch die erste Hilfe wurde. Die Verleumder und Schufte — sollten sie dennoch siegen?

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Der Korridor des deutschen Nationaltheaters. In der Mitte eine große Türe nach der Straße zu. An den Seiten vorn Logentüren. Weiter nach der Hinterwand zu sieht man rechts und links in Gänge mit Garderoben. Der Korridor ist durch mehrere Lampen erleuchtet. Es ist Vorstellung. Vor den Logentüren rechts und links stehen Logendiener.)

Erster Logendiener (indem er die eine Logentür öffnet und durch die Öffnung schaut). Pst! Pst! He, alter Freund, da drin geht heute was vor .... Hei, wird da einer verhau'n!

Zweiter Logendiener. Dacht' mir's schon, daß was Besonderes ist ... die müssen was gewußt haben — sonst hätt's den Leuten nicht so pressiert ...

Zweiter Diener (schaut zur Türspalte ins Theater hinein). Wahrhaftig, der leibhaftige Herr Schiller .... (Wie die Tür aufgeht, hört man Gelächter aus dem Theaterraum dringen) der hat sich ja mit Schnupftabak ganz besudelt, und die Strümpfe — recht schmutzig, wirklich, der hat den Herrn Theaterdichter scharf beobachtet ....

(Er macht die Türe wieder zu).

Erster Logendiener. S' muß doch was bekannt geworden sein.

Zweiter Logendiener. Richtig, da fällt mir ja ein, daß unser Kollege Franz gestern den ganzen Tag im Auftrage von Herrn Iffland zu allen möglichen Herrschaften in der Stadt herumgesprungen ist ....

Erster Logendiener. Ja, das Publikum erscheint wirklich wie zusammengetrommelt .... Nur die grünen Jungen fehlen ....

Zweiter Logendiener. Wen meinst Du damit?

Erster Logendiener. Die grünen Jungen von der Garde Schillers ....

Zweiter Logendiener. Da irrst Du, Schiller hat auch seine Spione drin —

Erster Logendiener. Wen meinst Du damit?

Zweiter Logendiener. Ich habe Herrn Schlicht hereinkommen sehen ....

Erster Logendiener. Der wird heute Augen machen! ...

Zweiter Logendiener. Na, gesund ist den Leuten einmal die Kur; die ewigen Mordgeschichten des Herrn Schiller verdrehen den Leuten den Kopf — das ist noch nicht der Mann, der uns gruselig macht — höchstens damit, wie er einherläuft .... Ja, so muß man ihn zeigen, wie er einherläuft, das macht Herr Iffland gut ....

(Zwei Schauspieler treten durch die Straßentür ein.)

Erster Schauspieler. Heh, Herr Beschließer! Wie geht's denn da drin?

Erster Logendiener. Höchst lustig, Herr — man lacht sich halbtot ....

Erster Schauspieler. Famos! Damit ist alles für uns gewonnen — wir werden den Kerl los! So ein hochfahrender Laffe! Will uns lehren, was Poesie und Schauspielkunst sei, und drischt Phrasen, daß es nicht mehr zum aushalten ist .... Wir haben den Menschen damals

gleich abgelehnt, als er wie ein Verbrecher hierher geflohen war und er uns bei Regisseur Meyer seinen „Fiesco“ auftischen wollte — weißt du noch, wie wir während seines Geschwäbels ein Bolzenschießen veranstalten wollten .... Besser konnten wir unsern Hohn nicht zum Ausdruck bringen?

Zweiter Schauspieler. Heute scheint's dennoch besser zu geschehen, wie du das vorhin angedeutet hast. — Wir sind zu spät gekommen, um erst noch hereinzugehen, aber wirf doch einmal einen Blick auf die Bühne — (Sich an einen der Diener wendend) Hat Iffland gerade eine Szene?

Zweiter Logendiener. Ja, die letzte, bitte schauen Sie nur herein ....

Erster Schauspieler (indem er hineinblickt). Wahrhaftig, wie er leibt und lebt — der arme verkommene Teufel! Na, das wird doch endlich wirken — das muß wirken!

(Man hört lautes Lachen).

Nein, du kannst dir die famosen Witze dieses Stückes noch gar nicht denken! Herr Gotter ist ein Meister geradezu tödlicher Schlagwörter — da ist Schiller an den Richtigen geraten ....

Zweiter Schauspieler. Ob Herr Gotter viel ist oder nicht, die Hauptsache bleibt, daß er auf die Leute zu wirken versteht .... Wenigstens auf die Leute, die heute hier zusammengekommen sind .... das gibt einen starken Fall.

Erster Schauspieler. Höre, ich war gestern in der Generalprobe und kenne das Stück. Nur der Titel des Stücks „Der schwarze Mann“ ist geradezu dumm. Sehr glücklich ist dagegen der Name „Flickwort“ — so was wirkt und schlägt tot. Unser Flickwort sitzt gleich da,

wenn der Vorhang aufgeht, und hat wieder große dichterische Projekte. Nur der fünfte Akt macht ihm unbändige Sorge und er spricht etwa zu sich selber: „O du unseliger fünfter! Klippe meiner schiffbrüchigen Kollegen, soll auch ich an dir scheitern? Zwei Wege liegen vor mir — beide von Aristoteles. Die Verschwörung wird entdeckt — der König — ein zweiter August — siegt über sich selbst — die Verräter erhalten Gnade — Nein! Das sieht zwanzig anderen Stücken so ähnlich. Ich bin ein Original. Ich lasse die Tugend unterliegen. Je unmoralischer, desto schrecklicher. Der König muß sterben. Gift oder Dolch! gleichviel! Der König muß sterben." Sein Wirt Quick kommt herein. Flickwort legt ihm sein Trauerspiel Xerxes vor. Der Wirt wirft's ihm an den Kopf mit den Worten: Da haben Sie den Plunder! Bezahlen Sie erst meine Rechnung. Flickwort erwidert hochfahrend: Mit dem Plunder könnt ich ein Königreich bezahlen! Will man es nicht als Drama annehmen, so flick ich Arien hinein. Dann ist mein Glück gemacht." Und als Herr Gastwirt Quick zu ankommenden Herrschaften gerufen wird, sagt Flickwort zu sich selbst: „Wenn's auf meinem Stübchen nur nicht so kalt wäre! Die Finger verkrümmen, indes der Kopf dampft."

Zweiter Schauspieler. Das ist in der Tat stark! Der arme Kerl tut einem ordentlich leid, so bloßgestellt zu werden!

Erster Schauspieler. Nun, höre nur, es kommt noch viel stärker. In dem Gasthaus, in dem Flickwort auf Pump lebt, will sich ein anderer Gast — ein verrückter Engländer — das Leben nehmen. Dieser Engländer wird der „schwarze Mann" genannt. Flickwort kommt hinter das Vorhaben des Engländers und hält das für

einen famosen Dramenstoff. Hungrig jedoch, wie er immer ist, läßt er sich von dem Wirt zu dem Engländer bringen und bei dem abfüttern. Während Flickwort seine großen Ideen zum Besten gibt, verschlingt er gierig Speise und Trank. Flickwort seufzt über sein Vaterland, das ihn nicht anerkennen wolle, und verzehrt dabei eine Pastete . . Sein Elend sei die Schande seiner Feinde. Die Nachwelt würde ihn rächen, droht er, und er macht sich dabei an die Verspeisung eines gebratenen Rebhuhnes. Im Punsch ertränkt er seine verkannten Verdienste. Und nach der Bitte um ein Stück von dem aufgetragenen Pudding führt er etwa noch folgendes aus: „Man warf meinen Landsleuten bis hierher vor, daß es ihnen nicht um Erholung des Geistes, sondern um Erschütterung des Zwerchfelles zu tun wäre . . . . Aber da lag der Hund nicht begraben . . . . Das deutsche Publikum ist so tragisch als eines. Es liebt das Starke, das Ungeheuere! Dank sei meinen Bemühungen! Gift, Feuer und Schwert sind ihm alltägliche Dinge geworden. Es badet sich im Blute; es lustwandelt auf Leichnamen und Schädeln. Dies sind meine Verdienste um das Theater und dies (indem er auf seine leeren Taschen schlägt) ist mein Lohn." Er hebt den Deckel einer Suppenschüssel auf und erblickt zwei Pistolen in dem Gefäß. Mit einem fürchterlichen Angstschrei flieht der große Schauerstückmacher ans Ende der Bühne. Als er dem Engländer sein neues Drama zu Füßen legen will, wehrt dieser ab mit den Worten: Er bücke sich nicht gern. Am Schluß der Posse eilt die Frau des Engländers zu ihrem Manne. Flickwort erhält von ihrer Kammerzofe eine Ohrfeige. Die Frau des schwarzen Mannes gebraucht die List, eine Pistole loszufeuern, sich hinzuwerfen und tot zu stellen. Der Engländer vergißt darüber

seinen eigenen Selbstmordplan und ist durch das Auftauchen eines Kindes gerührt, das Flickwort zur Rührung als einen Poeteneinfall nach einem früheren Versprechen „ich schaff' ein Kind", „ich schaff' ein Kind" auch wirklich geschafft hat. Die Komödie endet damit, daß sich der Engländer, der schwarze Mann, und Flickwort gegenseitig als Narren bezeichnen. Und es fehlt nicht noch an besondern Sottisen. Der Hauswirt gesteht ganz offen, daß er den Poeten nur für ein unnützes Möbel hält. Und der schwarze Mann legt's unserem Flickwort nahe, sich doch aus der Welt zu schaffen. Denn — sagt er — welche Figur spielen Sie auf der Welt? Die erbärmlichste, die sich denken läßt! Der Tod selbst hälts nicht der Mühe für wert, Sie zu holen!" Ist das nicht genug?

Zweiter Schauspieler. Ja wirklich! Das ist ein Sturz; wer so geschildert wird auf dem eigenen Theater, an dem er angestellt ist, der kann nicht länger da verweilen ... Und das alles wird jetzt da drin gespielt und gesagt?

Erster Schauspieler. Ja, ohne jede Kürzung und Schonung!

Zweiter Schauspieler. Das sind derbe Ohrfeigen für den Herrn Theaterdichter, wenn aus dem läppischen Zeug was Ordentliches gemacht wird.

Erster Schauspieler. Na, dafür bürgt Iffland — der gibt die Rolle des Flickwort geradezu großartig — schon das allein rettet den ganzen Abend, seine ganze Leidenschaft, sein ganzer Haß bricht sicherlich hervor ...

Zweiter Schauspieler. Wie war aber die Aufführung dieses Stückes überhaupt zu ermöglichen?

Erster Schauspieler. Da müßtest du Iffland schlecht

kennen — der kann alles. Er hat übrigens einfach die Abwesenheit Dalbergs benutzt und das Stück auf eigene Faust aufgeführt. Dalberg ist unschuldig daran. Doch wird er sich jetzt dem Erfolge beugen und Schiller entlassen müssen.

Zweiter Schauspieler. Das ist die Hauptsache — alles andere kümmert uns nichts. Doch was sehe ich, alle Teufel, da kommt er selbst, was will der hier — still, gehen wir beiseite, daß wir dem Gehenkten nicht erst noch eine Reverenz machen müssen . . .

Schiller (tritt durch die Mitteltür auf und wendet sich zum ersten Logendiener) Komme ich noch zurecht?

Erster Logendiener. Nein, Euer Gnaden, das Stück wird gleich aus sein.

Schiller. Umso besser, dann warte ich einfach hier auf Herrn Iffland.

Erster Logendiener. Auf Herrn Iffland? Der ist noch auf der Bühne und wird noch ordentliche Zeit zum Abschminken und Umkleiden brauchen. Wollen Euer Gnaden ihn nicht einmal sehen?

Schiller. Nein, ich danke, ich bin von meiner Arbeit noch zu eingenommen — ich kann jetzt nichts anderes sehen und hören — am wenigsten Herrn Gotters Späßchen!

Erster Logendiener. (Leise): Der hochfahrende Tropf! (Laut): Und da wollen Euer Gnaden so lange warten?

Schiller. Das muß ich wohl, daran bin ich selbst schuld, das ist meine Strafe. — Sagt das dann Herrn Iffland, daß ich ihn hier erwarte, um mich zu entschuldigen . . .

Zweiter Logendiener (sich an Schiller heranmachend) Es wäre am Ende doch besser, Euer Gnaden, wenn Sie heute hier nicht warteten.

Schiller. Kümmere er sich um sich selbst.

Zweiter Logendiener. (für sich) Na, dem ist nicht zu helfen — mag er Spießruten laufen!

(Man hört lautes Gelächter, tolles Beifallklatschen und Hervorrufe: „Iffland! Gotter!“
Die Diener öffnen die Türen der Logen — das Publikum strömt unter Lachen und lauten Reden aus den Logen und den Gängen in den Korridor, in dem während der folgenden Szenen immer ein sehr lebhaftes Treiben bleibt

Schiller geht in Gedanken verloren, ohne auf die Herausströmenden zu achten, auf der linken Seite der Bühne wartend auf und ab. Mehrere der Vorbeigehenden deuten auf ihn und sprechen dabei recht laut das Wort „Flickwort“ aus.
(Buchhändler Schwan und seine Tochter Margarete treten aus der Menge hervor. Sie haben Schiller nicht gesehen und stehen im Vordergrunde rechts.)

Schwan. Liebe, teure Tochter, wie habe ich dir, wie hat dir unsere ganze angesehene Familie zu danken! Ich alter Narr, ich dachte wirklich daran ... Ich versprach mir von Schillers Zukunft viel. Wer hätte auch ein solches Vorkommnis für möglich gehalten! Dein Taktgefühl, dein sicheres Empfinden leiteten dich recht, liebes Kind! Wie fühlen doch die Frauen so richtig und wahr! Du warst dir durchaus klar darüber, jeder seiner Anspielungen auf deine Hand auszuweichen ...

Margarete Schwan. Lieber Vater, es war mir immer aufrichtig leid um Herrn Schiller. Ich wußte es wohl, daß er mich mit seiner Laura angesungen hat, und wenn er mir aus seinen Arbeiten vorlas, hörte ich gern zu. Aber an eine dauernde Verbindung mit Herrn Schiller habe ich nie gedacht. Ich blieb mir immer bewußt, aus welchem Hause ich stamme ... Ja, ja, lieber Vater, deinethalben hätten wir heute schon ein Paar sein

können ... Und jetzt, sollte er's noch wagen, um meine Hand anzuhalten? Meine Ablehnung würde deutlich sein.

Schwan. Ja, ja! Man kann sich nie auf die Zukunft verlassen. Wie stände unsere Familie in diesem Augenblick da! Wir wären alle einfach blamiert. Du allein hast uns davor bewahrt, kluges, liebes Kind ... (Er drückt seiner Tochter schnell einen Kuß auf die Wange.)

Buchhändler Götz (tritt hinzu): Ich sehe Sie so betreten.

Schwan. Na, soll man das nicht sein — ist das nicht ein furchtbarer Schlag für unser Geschäft? Wir sind schwer geschädigt und die Folgen sind unabsehbar.

Götz. Herr Schwan, wie können Sie so plötzlich die Flügel sinken lassen, durch die wir uns alle so kräftig aufgeschwungen haben? Stehen Sie denn Herrn Gotter nicht selbst als Schriftsteller und Sprachforscher vollwertig gegenüber, soll Ihr Urteil über Herrn Schiller weniger gelten?

Schwan. Was nützt das alles — Schillers Persönlichkeit ist mit dem heutigen Tage abgetan — da hilft kein literarisches Urteil mehr.

Götz. Ein Mensch von so jungen Jahren ist überhaupt noch gar keine gereifte Persönlichkeit — er kann in dieser Beziehung noch nicht abgetan werden, denn er steht noch in der Entwickelung.

Schwan. Ich glaube nicht, daß sich unser Geschäft von dem heutigen Schlag wieder erholen kann. Wenn (auf seine Tochter weisend) das liebe Kind hier nicht für mich gedacht hätte, wäre auch meine Familie ruiniert.

Götz. Nicht nur die Flügel, auch den Kopf lassen Sie hängen? Selbst zugegeben, daß der hiesige Kreis für Schiller verloren wäre — ist damit die Welt für ihn vernichtet? Wir stehen in einer aufgeregten, gärenden

Zeit — die Stimmen großer Geister dringen von Frankreich zu uns herüber, ein Sturm steht dort bevor — Ist nicht auch eine solche Stimme bei uns erschollen? Bei uns spielt sich die Revolution auf dem Theater ab. Ist nicht die Erstaufführung der Räuber der erste Akt dieser Revolution? Kommt es wirklich darauf an, ob man hier etwas von solchen Dingen versteht? Die großen Folgen werden nicht ausbleiben, und Sie hätten nur in diesem Sinne recht, wenn Sie sagen, daß sie unabsehbar sind . . .

Schwan. Die heutige Position des Herrn Schiller sieht nicht darnach aus, als solle er ein Weltdichter werden. Solch' ein armer Teufel kann der Welt nicht so leicht imponieren, da muß man wenigstens einen starken Rückhalt haben. Doch wir haben nun einmal seine Geisteskinder aufgenommen . . . . Die müssen wir freilich unterstützen!

Götz. Ich wäre, Herr Schwan, auch für eine größere Unterstützung des Dichters gewesen, jetzt haben wir mehr Schaden dadurch, daß wir sie unterließen . . . .

Baron v. Stengel (tritt zu Schwan und drückt ihm die Hand). Mein Beileid, Herr Schwan. Ich mißbillige den heutigen Abend durchaus. Die kurfürstliche deutsche Gesellschaft sollte dies auch tun. Sie sollte Stellung gegen die Verwendung des Theaters zu persönlichen Zwecken nehmen. Lassen Sie sich Ihre Verdienste um Schiller nicht schmälern . . . . Adieu! . . . . (geht durch die Straßentür ab. Schwan mit seiner Tochter kurz darauf gleichfalls.)

(Zwei Herren aus der wogenden Menge).

Erster Herr. Das ist wirklich dreist! Da seht — dort steht Herr Schiller und will dem Skandal die Spitze bieten . . . . Vergebliche Mühe, heute ist er geliefert, der einstimmige Beifall sagt genug . . . .

Zweiter Herr. Aber war das auch ein Meisterwerk, dieses Iffland'sche Spiel, so glänzend hat man ihn lange nicht gesehen ....

Erster Herr. Und da meinte man, Iffland mache mit Schiller gemeinschaftliche Sache! Nein, Iffland ist ein viel zu erleuchteter Kopf, als daß er zu solcher Geschmacksverderbnis die Hand reichen könnte — er ist manchmal mit Herrn Schiller gegangen — gewiß, aber dafür hat er ihn auch um so besser studiert .... Jetzt ist er von jedem Verdachte gereinigt ....

Zweiter Herr. Die Luft ist überhaupt mit dem heutigen Tage in Mannheim wieder gereinigt, Herr Flickwort war nur ein übler Wind ....

(Die beiden Herren gehen ab. Schauspielerin Katharina Baumann und Schauspieler Beck treten vor.)

Beck. Liebe Kollegin, ich beklage den heutigen Vorfall aufrichtig — so etwas hätte sich sollen ein deutsches Nationaltheater nicht zu schulden kommen lassen ....

Katharina Baumann. Sie sehen, die Sache ist geglückt. Wir Schauspieler können doch nach nichts anderem als nach dem Erfolg fragen.

Beck. Verehrte, ist das wirklich Ihr Ernst! Haben wir Schauspieler nicht das Recht, Stellung zu nehmen in den Fragen der Literatur und der Kunst? Die Erbitterung meiner Kollegen über Herrn Schiller betrübt mich. Und daß man vor einem solchen Mittel nicht zurückscheute! Solch' ein dummes, elendes Machwerk, dem die Welt einen Schiller opfert ....

Katharina Baumann. Das Stück ist freilich nur ein Gegengift .... aber es war notwendig. Durch die sinnlose Schwärmerei für Schiller kamen Leute wie Iffland ganz ins Hintertreffen ....

Beck. Der Ruhm Ifflands als Schauspieler wäre unangetastet geblieben. Schillern hat er nur zu danken. Wer wollte auch den Ruf Ifflands als Schauspieler angreifen! Der Dichter Iffland ist's, der allein mit Schiller in Konflikt geriet — den D i c h t e r Iffland und seinen Charakter verurteile ich nur. Wie konnte er sich mit Herrn Gotter verbrüdern — eine nette Gesellschaft! ja, er bildet sich noch etwas auf die Freundschaft mit dem Herrn Legationsrat ein . . . .

Katharina Baumann. Er kann doch nicht einen so einflußreichen Mann, wie's Herr Gotter ist, von der Hand weisen. Herr Gotter fördert Ifflands Stücke in Gotha und erweist ihm jeden Gefallen . . . . Glauben Sie nur, auch Herr von Dalberg hat Schiller fallen lassen . . . .

Beck. Sie beurteilen unsern Intendanten doch zu schlecht. Er wird noch alles tun, um Schiller zu retten, wenn er ihn auch hier nicht halten kann. Wer kann dem Ansturm einer ganzen Gesellschaft Trotz bieten. Ich bin überzeugt, daß er die Aufführung des Gotterschen Stückes nicht geduldet hätte, wenn er von der bösen Absicht auch nur etwas geahnt hätte. Das ist Ifflands Werk. Aber er irrt sich in Iffland — er vertraut ihm zu sehr — der wird ihn eines Tages ebenso im Stiche lassen, wie Herrn Schiller . . . . Wer einer solchen Handlung fähig ist, dem gegenüber sollte man vorsichtig sein.

Katharina Baumann. Sie sind gegen Herrn Iffland voreingenommen. Sie verstehen seine Lage nicht . . . .

Beck. Ich verstehe sie durchaus. Das aber wird mich nicht davon abhalten, Herrn Iffland in einer Sitzung des Theaterschusses oder bei einer anderen Gelegenheit zur Rechenschaft zu ziehen! Die Art, wie er mit Herrn von Dalberg umgegangen — ist schmählich. So kann ein

vortrefflicher Theaterleiter vor der Mit- und Nachwelt befleckt werden, ohne daß er selbst auch nur etwas davon gewußt hat. Dalberg ist noch viel zu wenig gewürdigt. Er ist nicht der kalte Diplomat, für den man ihn ausgibt, er ist ein ernster, denkender Mann und auch ein Mann von Herz. Seien Sie versichert, seine Neigung zu Schiller wird nie auszulöschen sein . . . .

Katharina Baumann. Diese Neigung könnte ich nicht teilen. Sie werden's auch bemerkt haben, wie mich Herr Schiller anschwärmt. Eines Abends, als ich die Luise Millerin gespielt hatte, kam er ganz gerührt auf mich zu und überreichte mir ein Päckchen. Was meinen Sie, was da drin war? Als ich's aufmachte, kam sein Bildnis in Silhouette heraus. Wie mußte ich schon damals darüber lachen und wie kann ich mich erst heute geschmeichelt fühlen!

Beck. Seien Sie doch vorsichtig, Verehrteste, und fallen Sie nicht gleich auf den heutigen Abend herein.

Katharina Baumann. Nun, Sie werden mich nicht davon abbringen, daß mir Herr Iffland lieber ist, der Meister meiner Kunst. Und dann, ich kann mich nur mit Männern des Lebens verstehen . . . . Nichts ist mir z. B. widerwärtiger als Nachlässigkeit in der Kleidung.

Beck. Wie? Sind Sie es vielleicht? Haben Sie etwa Iffland dazu aufgestachelt, Schillers Kleidung so elend zu verspotten? Ich finde gerade, daß einem geistig hochstehenden Mann diese legere Art, sich zu tragen, sehr gut ansteht.

Katharina Baumann. Da kommt es darauf an, wie weit man's damit treibt . . . .

Beck. Zum Henker! Sollen wir immer nur vor dem geputzten Laffentum kriechen . . . . D i e Freiheit nehmen

wir Schauspieler uns, noch andere Werte zu schätzen . . . . Schiller ist noch nicht besiegt, seine Werke donnern noch über die Bühnen Deutschlands. Wer weiß, welche Feuer sie noch entzünden. Und es kommt vielleicht noch die Zeit, in der Sie sich stolz der Bekanntschaft mit dem Dichter erinnern und sein Bildnis wieder hervorsuchen werden. Wer weiß das? Das Schicksal solcher Leute ist unberechenbar — auf einmal siegt die Wahrheit und die Verleumder sind gerichtet. Dem Dichter fehlt bloß ein neuer, großer Protektor. Karl Theodor ließ hier auf seiner Bühne das freieste Wort des Dichters zuerst sprechen — zum ewigen Ruhm des Wittelsbacher Hauses! — Sollte sich kein neuer Schützer finden?

Katharina Baumann. Bis dahin, lieber Kollege, ist Schiller gänzlich bankerott, dann hilft ihm keine Fürstengunst mehr. Wer so abgewirtschaftet hat, der findet keine neue Stellung mehr. Sie dürfen mich nicht schmähen, daß ich den Menschen Schiller nicht mag — die Liebe der Geschlechter ist was anderes als Ihre Neigung. Hat mir Schiller nicht zu danken, habe ich nicht ihm gegenüber mehr als meine Pflicht erfüllt und meine ganze Leidenschaft für seine Luise eingesetzt?

Beck. Gewiß, das haben Sie, aber umsoweniger sollten Sie den Mantel nach dem Winde hängen . . . Ich setze meine Ehre ein, den Schauspielerstand als aufrichtiger Verehrer des Dichters zu vertreten . . . Wenn auch die heutigen Kollegen nicht, so werden mir dafür vielleicht die späteren danken . . .

Katharina Baumann. Nun, ich sagte Ihnen, wie hoch ich Iffland schätze, was er mir ist.

Beck. Na, dann Adieu, Verliebte!

Katharina Baumann. Frechling!

(Beck sieht Schiller, geht eiligst auf ihn zu und schüttelt ihm vor allen Leuten die Hand, während Katharina Baumann sich unter die Leute mischt.)

Beck. Gott zum Gruß! Ich bewundere Sie, daß ich Sie hier finde!

Schiller. Ach, Sie scherzen und haben's erfahren, daß ich mein Versprechen nicht halten konnte, das Stück zu sehen; ich warte nur, um Abbitte zu tun. — Und Sie kennen den „Zorn" Ifflands! Wann kommt er?

Beck (leise). Ich bitte Sie, verehrter Freund! Kommen Sie mit mir, verlassen Sie dieses Haus . . .

Schiller. Nein, ich muß geduldig ausharren . . .

Beck (dringend). Ich bitte Sie, kommen Sie mit mir.

Schiller. Nein, entschuldigen Sie mich, ich bleibe bestimmt . . .

Beck. Darf ich bei Ihnen bleiben, bis Herr Iffland kommt? Ich glaub's kaum, daß er sie bei solchem Zorne — wie Sie sagen — sehen will . . .

Schiller. Ich danke Ihnen für Ihre mir immer liebe Gesellschaft — aber ich möchte Herrn Iffland allein sprechen . . . Lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten . . .

Beck. So schütze Sie Gott, lieber Freund, leben Sie wohl . . . (für sich) Es darf hier kein Aufsehen gemacht werden . . .

(Gotter kommt mit einem Lorbeerkranz in der Hand triumphierend aufgeregt aus dem linken Gang des Theaters, hinter ihm her eine Schar von Freunden Ifflands. Gotter zeigt auf Schiller, und während er selbst zurückbleibt und in der Menge verschwindet, geht die Schar auf Schiller zu und stellt sich vor ihm auf. Einer aus der Schar tritt dicht vor Schiller hin, indem er mit höhnischem Lachen sagt:)

's stimmt! 's stimmt alles, jawohl!

(Die ganze Schar bricht in ein lautes Gelächter aus und zieht dann rechts ab, Gottern nach.)

(Schiller hat nur flüchtig aufgeschaut und sich wieder seinen Gedanken hingegeben, ohne die Herausforderung auf sich zu beziehen. Der Korridor ist jetzt leer geworden. Die Theaterbesucher sind nach und nach fortgegangen. Nur Schiller geht noch wartend auf und ab. Aus dem rechten Gange kommen Hofmedikus Mai und Schlicht wie nach jemandem suchend.)

Schlicht (Schiller entdeckend). Wirklich, wirklich, armer Meister, hier weilen Sie, umtost von dem Toben wider Sie.

Schiller. Wieso wider mich?

Schlicht. Haben Sie wirklich recht damit gehandelt, daß Sie sich hier aufstellen und dem niedrigen Treiben die Stirn bieten?

Schiller. Welchem niedrigen Treiben?

Schlicht. Lieber Meister, die Taktik, die ganze Sache zu ignorieren, verstehe ich doch nicht recht. Ich wäre doch an Ihrer Stelle fern geblieben.

Schiller. Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, Herr Schlicht, warum soll ich fernbleiben, was ficht Sie eigentlich an?

Schlicht. Nun, es waren doch heute wohl nur Ihre Feinde hier versammelt. All diesen Leuten zu begegnen, ist doch kaum rätlich. Man setzt sich dabei allerhand Unannehmlichkeiten aus. Wo der Feind in solcher Übermacht, ist doch ein Sieg nicht zu erfechten.

Schiller. Vor wem soll ich mich fürchten? Ich wundere mich nur, daß das Theater heute so außerordentlich besucht war. Man drängt sich um solches Zeug — ich bin recht mit Absicht zu spät gekommen.

Schlicht. Aber warum sind Sie jetzt noch hier — es ist doch alles fort?

Schiller. Ich erwarte Herrn Iffland.

Mai. Um Gottes Willen, was haben Sie vor? Sie beabsichtigen doch nicht, ihn zu züchtigen?

Schiller. Züchtigen? Was reden Sie, Herr Mai.

Schlicht. Ich könnte es Ihnen nicht verdenken!

Schiller. Sie könnten es mir nicht verdenken? Herr Schlicht, wir verstehen einander nicht mehr.

Schlicht. Nun, lieber Herr Schiller, ich schlüge mit drein.

Schiller. Weshalb sollte ich denn das wollen?

Mai. Nun, weil er Sie so schnöde verraten und verhöhnt hat.

Schiller. Herr Iffland, mich verraten und verhöhnt? Was geht um mich vor?

Schlicht. Lieber Meister, Sie wollten nie recht hören und sehen, wenn man Sie vor Herrn Iffland warnte.

Schiller. Nein, er ist mir ein lieber Freund, den ich hochhalte. Das weiß ich, daß Sie in allen Dingen zu mir stehen. Aber jetzt? (Ein Diener macht Anstalten, die Lampen zu löschen.) Ich werde hier kaum noch länger warten können . . .

Mai. Seien Sie gefaßt, Herr Schiller, gehen Sie mit uns, es ist besser, wenn Sie nicht in solcher Stimmung handeln . . .

Schiller. Was denken Sie denn, daß ich heute noch vorhabe? Ich bin ja nur hier, um Herrn Iffland für seine Einladung zu danken . . .

Mai. Welch neue Schändlichkeit! Was, Herr Schiller, Sie kennen die heutigen Vorgänge nicht?

Schiller. Ich bin erst kurze Zeit hier . . .

Schlicht. Armer Meister!

Mai. Keinen Augenblick länger dürfen Ihnen diese Vorgänge verschwiegen bleiben. (Ein Theaterdiener hat sämtliche Lampen im Korridor ausgelöscht bis auf eine an der Tür in der Mitte — er geht ungeduldig auf und ab. Es ist sehr

dunkel geworden.) Schiller, Sie sind einem furchtbaren Verrat zum Opfer gefallen. Man hat Sie dem Hohn und Spott der Menge ausgeliefert ... Gotters Posse hat Sie heute vor ganz Mannheim beschimpft und verleumdet. Von Mund zu Mund ging das Schimpfwort, das man Ihnen anheftete ... Man stellte Sie auf der Bühne als einen elenden Poetaster dar und gab Ihnen den Spitznamen „Flickwort". Das ist der Dank für Ihr Wirken — das haben Sie nun von der Stückschreiberei ... Ergreifen Sie meine Hand ...

Schiller. Und hier habe ich gestanden, hier am Pranger! Wer war der Henker, der Verräter? Wer hat mich vor diesem Pöbel hingerichtet?

Mai. Der, den Sie erwarten ....

Schiller. Wer? Wer?

Mai. Iffland ....

Schiller (in tief schmerzlichem Tone). Mein Freund! (Schiller seufzt schwer. Er richtet sich wie krampfhaft empor, gerät ins Wanken und droht nach rückwärts zu fallen.)

Mai (hält ihn aufrecht). So dürfen Sie sich nicht aufregen, Herr Schiller, Sie haben sich hier schon eine bebedenkliche Erkältung geholt. Ihre Lunge ist nicht so fest. Der Keim der Schwindsucht ....

Schlicht (schreit in den dunklen Korridor hinein). Schiller getötet! Schiller ermordet! ....

Schiller (gewinnt wieder Sicherheit). Nein .... Nein .... Es ist nichts .... Nur ein Stich in der Brust .... nur ein ... Stich ....

(Schiller geht, von Mai und Schlicht gestützt, nach der Tür in der Mitte. Schlicht wendet sich zu Schiller, um etwas zu reden. Schiller wehrt ab und spricht im Gehen nach der Tür in mildem, sanftem Tone:)

Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, lieber Schlicht: Mannheim ist irregeleitet ... Die guten Pfälzer werden meiner treu gedenken ...

(Der Theaterdiener öffnet die Tür, indem er zugleich die letzte Lampe löscht. Mai, Schlicht und der Diener sind in der Finsternis des Korridors kaum noch zu erkennen. Durch den Rahmen der Tür fällt ein fahles Straßenlicht. Vor dem Lichtschein sieht man Schillers Gestalt nur noch silhouettenartig wie ein Schattenbild.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Von **Max Oeser** sind u. A. bisher folgende Bücher und Schriften erschienen:

Geschichte der Stadt Mannheim. (Unter besonderer Berücksichtigung der Literatur und Kunst der Schillerzeit). Mannheim, J. Bensheimer 1904.

Geschichte der Kupferstechkunst zu Mannheim im 18. Jahrhundert.
Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Aus der Kunststadt Karl Theodors. Studien über pfälzische und badische Maler (Ferdinand Kobell, Maler Müller, Anselm Feuerbach, Hans Thoma, Emil Lugo u. a.). Mannheim, J. Bensheimer. 1901.

Die Mannheimer Drucke und Buchausgaben der Schillerzeit.
Mannheim, Öffentliche Bibliothek. 1905.

Darstellung und Vortrag unserer klassischen Dramen nach modernen Grundsätzen.

Hektor Berlioz als Dramatiker und das Dichterische in seinen Werken.
Zwei Vorträge.
Mannheim, Hochschule für Musik. 1903/4.

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.